THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

J. A. Sauter

Mein Indien

Erinnerungen aus
15 glücklichen
Jahren

2. Auflage

1539,

Leipzig
Verlag von K. F. Koehler
1922

Copyright by K. F. Koehler,
Verlag, Leipzig
1921

Gedruckt in der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

DS
421
S26m
1922

Dem
Andenken des
toten Freundes
Joachim von Jena

942804

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 7

Der Barra Nawab 17

Volksfeste 28

Maharadscha ka Salaam 54

Bruder Antonius 90

„Naga" 100

Das tote Dorf 116

Krischnan und Harinath 157

Hochlandsfahrt 179

Khassi-Yatra 189

Hari-Bol 225

Bol-Hari 240

Heimkehr 249

Einleitung

Die Wandlung

Von meinem neunzehnten bis zu meinem fünfunddreißigsten Lebensjahre habe ich ohne Unterbrechung in Indien gelebt. Es war eine Zeit reinen Glückes. Die hier gebotenen Bilder und Geschichten sind eigene Erlebnisse aus einer großen Fülle, die mir so lebhaft in der Erinnerung haften blieben, daß sie die Bilder des abendländischen Lebens um mich herum überscheinen, stets von neuem die Sehnsucht weckend nach jenem Lande, das die Heimat meiner Seele ist. Die Erinnerung an Indien hat mich aufrecht gehalten in den bösen Tagen meiner Gefangenschaft in England. Dort habe ich auch meinen Freunden in den verschiedenen Lagern aus ihrem Schatze mitgeteilt, und auch sie haben dann, für Stunden wenigstens, ihr trübes Los vergessen, mit mir wandernd durch den gewaltigen Dschungel, durch Städte und Dörfer nach den Wallfahrtsstätten der Hindu, nach Benares, Puri, Deoghar.

Vom Tage meiner Ankunft in Europa an bis heute habe ich das Empfinden nicht verloren, hier ein Fremder

zu sein. Immer stärker sind mir die schroffen Gegensätze zwischen Ost und West bewußt geworden. Ich erkannte, daß im Osten der Mensch für das Leben lebt, während sein Bruder im Abendland sich im Kampf um die Mittel zum Leben abquält. In fünfzehn Jahren wurde ich innerlich zu einem Menschen des Ostens, und als ich nach einem halben Menschenalter durch politischen Zwang wieder ins Abendland versetzt wurde, ging es mir, wie es der ausgewachsenen Palme an der herrlichschönen Malabarküste ergehen würde, versuchte man sie in unsere rauhe Nordseewelt zu verpflanzen — ich vertrocknete. Seit ich Indien verließ, bin ich nie mehr wahrhaft glücklich gewesen. Ich sehnte mich fast nach den schlaflosen Nächten, in denen die Erinnerung mit ihrem Zauberstabe alles in Indien Erlebte wieder vor mir auferstehen ließ in so greifbarer Wirklichkeit, daß ich es mit meinen leibhaftigen Augen zu sehen glaubte. — Ich vernahm wieder die Stimme der Freunde, sah wieder vor meinen Augen den majestätischen Dschungel mit seinen unzählbaren Schönheiten, sah vor mir die leuchtend rote „Flamme des Waldes" und hörte das klagende Bellen der Schakale.

Wie gesagt, es ist kein philosophisches Buch, das ich dem Leser überreiche, — schüchtern hingemalte Bilder nur aus einer langen Reihe von glücklichen Tagen — — — — — — — — — — — — — — —

Wieder sehe ich mich als blutjungen Kerl, im Herzen noch den Abschiedsschmerz von der Heimat, auf dem Deck des Dampfers stehen, der mich nach Indien bringen sollte. Und wie die Lichter des Leuchtturmes im Dunkel der Nacht verschwanden, verblaßten auch schon die Bilder der Heimat, verdrängt von denen der Zukunft, die vor mir lag. Mein Englisch beschränkte sich auf die im Gymnasium gesammelten Kenntnisse der Grammatik. — Zu einer Unterhaltung mit den Mitreisenden, meist Missionaren und englischen Kaufleuten oder Offizieren, die nach Indien zurückkehrten, reichten sie nicht aus. Je näher wir aber unserem Ziele kamen, desto leichter wurde es mir, mich mit ihnen zu unterhalten. Am liebsten schloß ich mich den Kaufleuten und Offizieren an. Ich entsinne mich noch eines alten schottischen Pflanzers, der über zwanzig Jahre auf seiner Plantage gesessen hatte, bevor er das erstemal wieder „nach Hause" fuhr. Er gab mir zwei „heilsame Ratschläge".

Erstens: „Trauen Sie dem Eingeborenen nicht; er ist ein Buch mit sieben Siegeln, schleicht sich in Ihr Vertrauen ein und betrügt Sie hinten und vorn. Auch der Beste von ihnen ist ein ‚Nigger'."

Zweitens: „Seien Sie mäßig im Trinken. Trinken Sie nie vor Sonnenuntergang; dann aber tüchtig!"

Beide Dinge schien er selbst skrupelhaft innezuhalten. — Er bewies es durch die offen gezeigte

Verachtung für zwei mitreisende Inder und allabendlich durch einen sehr angeheiterten Zustand. Ich dachte nicht, daß ich ihn nach Jahren wieder treffen würde.

Schon die Laskaren auf dem Schiff zogen mich an. Wenn sie am Abend nach ihrem Essen gruppenweise zusammenhockten, ganz vorne am Schiff, und mit halblauter Stimme in ihrer Muttersprache sich unterhielten oder gar ein wehmütig klingendes Lied ihrer Heimat sangen, dann schlich ich mich von der Gesellschaft in der hell erleuchteten ersten Klasse hinweg zu ihnen hinüber, versteckte mich hinter ein Rettungsboot und lauschte den fremden Klängen. Da schon regte sich in mir der Drang, diese Menschen, die äußerlich doch eher abstoßen konnten, so elend und verkümmert sahen sie aus, zu lieben; fühlte ich in mir den Drang des Mitlebenwollens mit ihnen. Als ich dann in Bombay zum ersten Male durch die Kalbadevi-road wanderte, waren die Bilder mir wohl neu, aber eine Empfindung durchrieselte mich, als sei ich früher schon da gewesen und gehörte da hinein.

Mein Ziel war die Universität von Kalkutta. Es währte keine sechs Monate, und das Bengalische wurde meiner Zunge geläufiger als das Englische. Mehr und mehr sonderte ich mich von meinen englischen Mitschülern ab und verkehrte schließlich fast nur noch mit Indern. Wie oft dachte ich in jenen Tagen an meinen schottischen Ratgeber. Wo war das

Buch mit den sieben Siegeln? Wo die Heimtücke des Eingeborenen? Wo ich hinging, umfing mich Liebe!

Ich stand vor Rätseln.

Ebenso groß, wie die Verachtung des Engländers, vor allem des Angloinders für den „Native", war die des letzteren für den Europäer. Nur ich schien von diesem Haß nicht berührt zu sein. Warum nicht? Es konnte doch nicht nur darin liegen, daß ich nichts von der überlegenen Kühle des Engländers an mir hatte, oder daß ich einem ganz anderen Volke angehörte als dem der Eroberer. Der Grund lag tiefer, und ein alter Swami[1]), den ich einst nach Jahren mit meinem lieben Freund Arun aufsuchte, gab mir des Rätsels Lösung.

„Es ist dein Karma, daß du jetzt in der Gestalt des Europäers geboren bist. Doch du bist es nur äußerlich. Dein Ich ist Hindu und in deinem früheren Leben warst du es in deinem Körper wie jetzt in der Seele."

Das war es! — — — In der Tat: Wie eine Strafe habe ich, seitdem ich Indien verließ, mein Dasein als Europäer empfunden.

Immer inniger hat sich im Laufe der Jahre dieses Band mit Indien gestaltet. Ich gedenke der furchtbaren Tage im Jahre 1907, als im Alliporeprozeß Freund um Freund auf bloße Spitzeldenunziation

[1]) Geistlicher Lehrer.

hin aus seiner Wohnung ins Gefängnis geschleppt wurde. Da erwarmte das Herz und ging auf, nicht nur für den leidenden Bruder, auch für die große Sache, deren Märtyrer er war. Ich gedenke auch der Zeit, wo ich in das Innere des indischen Hauses eingeführt wurde und die Mutter kennen lernte. Wieviel könnte da der Abendländer, der es gewohnt ist, aus seiner Kulturhöhe auf den Inder herabzublicken, lernen. Das schöne Wort im indischen Volksmund: „Wer eine Mutter hat, braucht die Götter nicht!" ist nicht nur landauf und landab dem Bettler wie dem Fürsten bekannt, es wird tief empfunden und nach ihm gelebt.

Nirgends auf der Welt gibt es so viel zärtliche Liebe zwischen Mutter und Kind wie in Indien und besonders bei dem Hindu.

Mit jedem Tage drang ich tiefer in die Welt des Hindu ein, lebte darin, fing an zu denken und zu fühlen wie er. Die europäische Kleidung wurde mir allmählich zur Last, das gesamte Wesen des Abendländers begann mich abzustoßen. Ich bin während meines Aufenthaltes in Indien mit allen Kreisen der Bevölkerung in Berührung gekommen — mit Muselmanen, Persern, Buddhisten, Juden und Christen —, aber zu keinem fühlte ich mich so mächtig, so elementarisch hingezogen wie zu dem Hindu. Mit ihnen verbrachte ich ganze Tage und Nächte, sang mit ihnen ihre Lieder, besuchte die indischen Theater

und betete mit ihnen in ihren Tempeln. Ich reiste mit ihnen zu Fuß oder im Ochsenwagen durch den Dschungel, von Dorf zu Dorf, begleitete sie auf ihren Pilgerfahrten nach Benares und ihren anderen heiligen Orten.

Ein Festtag war es für mich, als ich zum erstenmal in indischer Kleidung ins indische Theater gehen durfte. Ich wohnte damals noch im Hause eines Engländers, und meine Ausflüge in das Eingeborenenquartier mußte ich vor ihm geheimhalten, denn er hätte es als eine Schmach für sein Haus empfunden, einen Menschen zu beherbergen, der das Kleid des Eingeborenen trug. So begab ich mich zu Arun[1]) und kleidete mich um. Als wir zwei auf die Straße traten, schauten die Leute sich um, aber nicht etwa, daß ich auffiel; es galt meinem Freunde. Er war ein Fürst vom Scheitel bis zur Zehe, eine Mannesschönheit, in die manche Europäerin aus der ersten Gesellschaft in Kalkutta sich verliebte.

Auf dem Wege hatte ich oft das Gefühl, als rutsche mir das Hüftentuch langsam vom Leibe, doch Arun sagte mir, das käme daher, weil das Tuch sehr leicht sei und ich selbst des Tragens noch nicht gewohnt. Nichtsdestoweniger fuhr ich mit der Hand ab und zu unter den Schal, um nachzusehen, ob es noch sitze. Beim Theater angelangt, stieg Arun mir

[1]) Arunchandra, mein bester Freund.

voran die Treppe hinauf, die zu den Logen führte. — Eine Menge von Leuten bewegte sich im Flur und auf den Stiegen, denn eine berühmte Schauspielerin gastierte an jenem Abend. Ich war gerade oben angelangt, als alles über und unter mir in schallendes Gelächter ausbrach. Verdutzt blickte ich mich um, und dann, als ich sah, daß mir das Lachen galt, musterte ich mich selbst. Da stand ich, wie Gott mich geschaffen, mit nackten Beinen, nur mit Hemd und Überwurf angetan, im hell erleuchteten Vestibül. Das Hüftentuch lag wie eine zehn Meter lange weiße Schlange auf der Treppe. Arun schaute mich für einen Augenblick entgeistert an; dann legte er los, und in meinem Leben habe ich noch nie einen Menschen so herzlich lachen hören wie damals meinen Freund.

Wie ein gehetztes Gespenst raste ich auf die erste Logentür zu. Sie war verschlossen. Die zweite ging auf und darinnen saß eine Hindudame, die bei meinem Anblick erschreckt auffuhr und mit einem entsetzten „Arreh-Arreh" das Weite suchte. Ich blieb, keine zwanzig Ochsen hätten mich wieder herausgebracht. Nach einer Weile kam Arun und brachte mir das verwünschte Hüftentuch. Seitdem ist es mir nie wieder heruntergerutscht!

Dieses Abenteuer verschaffte mir an jenem Abend eine Menge neuer Bekanntschaften aus den ersten Familien Bengalens und damit eine Fülle glücklicher

Tage. So kam langsam die Wandlung. Nichts blieb mir verborgen, und doch fehlte mir noch eines. Innerlich und äußerlich fühlte ich mich bei den Hindufreunden zu Hause; aber immer noch fehlte ein unbestimmtes Etwas. Den Riten und Zeremonien im Tempel und im Hause folgte ich mit Ehrfurcht und Andacht: aber hier und da war mir, als läge dem Symbolischen ein Geheimnis zugrunde, das mein Geist noch nicht erfassen konnte. Was meine Freunde begeisterte, begeisterte auch mich. Ihr Gott war mein Gott; und doch stand noch dieses Etwas wie eine unsichtbare Mauer, die mich gegen meinen Willen von den Freunden verhängnisvoll trennte.

Arun fand es heraus. Ich mußte eine Zeitlang unter einem religiösen Lehrer stehen und von ihm mich unterrichten lassen in den Mysterien des Hinduismus. Mit der Empfehlung eines Swami gelang mir das für den Europäer fast Unglaubliche: ich wurde Sanyasin, ein Asketenschüler.

Meine Hütte lag nicht weit vom Dörfchen H. — Ab und zu ging ich ins Dorf, setzte mich zu den Leuten, wenn sie nach getaner Arbeit auf dem Dorfplatz sich versammelten, und lauschte den Erzählungen ihrer schlichten Alltagserfahrungen und ihren Liedern, die sie zur Begleitung ihres Tamtam sangen. Manche Geschichte habe ich da gehört von Gespenstern und Geistern, von Alltagskampf und bitterer

Armut, von Wünschen und Hoffnungen, von Sehnsucht nach den vergangenen glanzvollen Tagen der Rischis[1]). In meinem Geiste haften sie noch, die trauten Stunden unter den indischen Dörflern, so daß ich in den Nächten die Stimmen der lieben Freunde wieder höre, so klar und deutlich, als säße ich noch in ihrem Kreise.

Ob ich Indien je wiedersehen werde? Ich weiß es nicht. Meine innere Stimme flüstert mir ein beseligendes „Ja" zu. Wann? Das überlasse ich dem Karma — — — — — — — — — — — — — —

Nur eines ist mir gewiß. Meine Seele wird keine Ruhe finden, bis sie Ruhe findet — in Indien. Keinen anderen Wunsch hege ich für mein Glück, als dort wieder zu leben, in irgendeinem stillen Dörfchen, weitab vom Getriebe der Städte, noch einmal die Lieder des Dschungels zu hören, noch einmal seinen Hauch zu spüren — — — — — — — — — — — — — — —

Aus dieser Sehnsucht heraus sind die folgenden Skizzen entstanden. Wenn sie in ihrer Schlichtheit mein liebes Indien dem Herzen des Lesers etwas näherbringen, so ist mein Ziel erreicht.

Alsbach, den 26. September 1920.

Der Verfasser

[1]) Rischis = Sänger der Vedischen Zeiten.

Der Barra Nawab

Wenn ich an alle meine Freundschaften denke, die ich im Laufe meiner fünfzehn Jahre in Indien, hier und dort, in den reichbelebten Städten mit dem Hasten und Hetzen und Kämpfen des Westens und in den verschwiegenen Dörfchen in Maharatta oder im Dekhan geschlossen, dann taucht in der Menge der vielen liebgewordenen Gesichter auch das meines Freundes Barra Nawab auf.

Er war ein alter Knabe, tief in den Sechzigern, und kam fast jeden Tag zu mir hinaus zu einem Plauderstündchen. Wenn ich gerade die Blumen begoß, die in muldenartig eingesenkten Beeten um meine Hütte herum wuchsen, wanderte er schwatzend neben mir vom Brunnen zur Hütte und von der Hütte zum Brunnen hin und her. Selbst hätte er aber nie den Wassertopf getragen, und ich bat ihn auch nicht darum, denn ich hatte gehört, er sei der Nachkomme eines Delhiprinzen — wenigstens behauptete er es. Er bezog eine bescheidene Pension von der Regierung, also mußte schon etwas Wahres daran sein — und in der Stadt sollte sogar eine Frau von ihm leben. Böse Zungen aber erzählten mir, daß sie selbst eine

Begum sei und mit dem entarteten Nachkommen eines alten Königsgeschlechtes nichts zu tun haben wollte, und daß sie ihm dafür aus ihrem Reichtum auch noch einen monatlichen Zuschuß gewähre, mit der grausamen Bedingung aber, daß er sie in Ruhe lasse. Die Härte der Bedingung schien meinen Barra Nawab nie zu stören, wohl aber lehnte sich sein Geist ab und zu gegen die ungleiche Verteilung irdischer Güter auf.

Er war ein Aristokrat durch und durch — in seiner Abneigung gegen Arbeit jeder Art. Da aber seine Zuschüsse für seine Bedürfnisse nicht immer ausreichten und der Bettel mit seiner königlichen Abstammung sich nicht vertrug, wählte er sich die ritterliche Beschäftigung des Weidwerks — er wurde Shikari, ein Jäger. Er schloß sich aber nicht an alte Nimrode an, die einem Tiger zuliebe tagelang Strapazen auf sich nehmen. Echte Shikariarbeit bedeutet lange Märsche, oft Hunger und Durst, tagelange Geduld, zerrissene Kleider und zerschürfte Haut, all das war Barra Nawab in der Seele zuwider. Er beschränkte sich auf grüne, begeisterte Neophyten, die gerade von Europa kamen, junge Leute, wie ich sie oft getroffen, mit unbegrenzter Unkenntnis und einem Glauben, der Berge versetzt.

Trotz alledem waren wir zwei gute Freunde, denn meine Jagdmethode unterschied sich nicht viel von der seinen. Ich wanderte lieber mit ihm über das Land,

von Dorf zu Dorf und betrachtete die Tiere und Vögel in den Dschungelfeldern. Strecke zu machen war nie mein Ehrgeiz. Ich kannte seine Schwächen und — seine Stärke, die des Erzählens. Ich denke heute noch, trotzdem Jahre vergangen sind, an die traulichen Stunden, die wir beim Lagerfeuer unter irgendeiner Banyane verplauderten. Leiser Abendwind säuselte durch die dickbelaubten Äste des Baumes, und ringsherum schmetterten die Grillen ihr Abendlied. Wenn kaum die letzten blutigroten Feuergarben der sinkenden Sonne im stärker werdenden Blau der hereinbrechenden Nacht verschwanden, traten die leuchtenden Sterne am Himmel hervor, und eh' man sich's versah, war alles im Dunkel, aber über uns wölbte sich das strahlende Firmament wie ein mit glitzernden Diamanten besäter Baldachin. Indischer Dschungel! Wem du einmal deine Schönheit mit allen ihren tausendfachen Variationen erschlossen — der sehnt sich nach dir mit hungernder Seele noch nach Jahren, und lägen Meere zwischen ihm und dir. Mitten im Getaumel der Großstadt, mitten im Kreise froher Freunde weht ihn dein Odem an, und er wird still, und seine Gedanken fliegen hinüber zu dir. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Barra Nawab war ein langer spindeldürrer Kerl. Seine Jacke war aus allen möglichen Stoffen verschiedenster Farben zusammengeflickt, und eine ver-

schwitzte fransige rote Mütze mit vergilbten Silberverzierungen diente ihm als Kopfbedeckung. Der Mund war nicht gerade klein zu nennen, und die Zähne waren rotgefärbt vom Saft der Betelnuß. Leider war er auch gerade nicht wählerisch in der Richtung, nach welcher er die rote Flüssigkeit ausspuckte. Alles in allem: Ich konnte es der Begum nicht übelnehmen, daß sie nicht in ihr Gespons verschossen war.

Im Garten des Rajas von H.— habe ich ihn kennengelernt. Der Garten stand nach indischer Sitte allen Leuten offen und sah aus wie ein verwilderter Park. Nach Süden grenzte er an den Fluß. Bevor man ans Wasser gelangte, führte der Weg durch hohes Schilfrohr, wo wilde Tiere sich einen Pfad zurechtgetreten hatten. An einem heißen Nachmittag folgte ich diesem Pfade und fand auf dem Boden einige Stachelschweinborsten. Schon hoffte ich eines der Tiere selbst zu sehen, aber lange vorher gelangte ich an das breite Ufer des Flusses, der mit majestätischer Biegung sich um einen mit dichtbelaubten Bäumen besetzten Vorsprung zog. An den Palmen, die von beiden Ufern sich über die fließenden Wogen neigten, hingen wie Flaschenkürbisse die kunstvoll gebauten Nester des Webervogels. Der Fluß war etwa 200 Meter breit und floß in einem feierlich langsamen Rhythmus dahin. Da und dort brachen die

Wellen sich gurgelnd an einem hervorragenden Felsen, und die sengende indische Sonne spiegelte sich in seinen klarschimmernden Fluten. Weiter oben, wo der Fluß um eine Ecke bog, die mit hohem Schilfgras und gelbleuchtenden Akazien bewachsen war, fand ich Barra Nawab im Schatten eines Gebüsches liegend und friedlich an seiner Pfeife saugend.

Er fischte. Mit der merkwürdigen Erfindungskunst eines Genies, das sich nie anstrengt, es sei denn, um sich eine Anstrengung zu ersparen, hatte er eine Einrichtung erfunden, mittels welcher die Fische ihm die ganze Arbeit und Verantwortlichkeit des Fangens abnahmen. Nur für das Losmachen von der Angel hatte er keinen Apparat. Etwa ein Dutzend dünner Bambuszweige waren am Wasserrand in die Erde gesteckt, und am oberen Ende eines jeden Zweiges hing eine kleine Kupferglocke, wie sie die indischen Hirtenbuben ihren Lieblingskühen um den Hals hängen. Sobald sich ein armer Fisch an der Angel festbiß, versetzte sein Zappeln die Glocke in Schwingung und Barra Nawab erhob sich, nachdem er noch einen langen bedächtigen Zug an seinem Tonpfeifchen getan, schlenderte an das Ufer und sicherte sich seine Beute.

Wir haben manchen Ausflug zusammen gemacht, Barra Nawab und ich. Beim Tagesgrauen sind wir durch das noch im Schlafe liegende Dorf zum kleinen Bahnhof gegangen und mit dem ersten Zug

in irgendein Dörfchen dreißig oder vierzig Meilen im Dschungel draußen gefahren. Dann wanderten wir über die Ebene, flach und endlos wie das Meer. Vielleicht erhob sich weit, weit weg in der Ferne ein Hügel, zitternd im blauen Äther. Kleine Dörfer lugten hie und da verstohlen aus grünem Laub hervor, und auf den Feldern ringsum hüteten halbnackte Knirpse die plumpen schwarzen Büffel oder eine Herde Ziegen. Leichte Rauchwolken kräuselten sich über den Bäumen, unter denen die Menschen wohnten, und ab und zu erklang über die Felder das Lied einer arbeitenden Frau. In den staubbedeckten Büschen gurrten und flatterten die wilden Tauben. Das Summen unbekannter und unzähliger Insekten erfüllte die Luft. Ein Füchslein oder ein Schakal schlich ab und zu scheu wie ein Dieb von Stein zu Busch und eilte davon, wenn wir in die Hände klatschten. Auf einem sonnenbeschienenen Steinblock saß ein Chamäleon und streckte seine lange Zunge aus. Und kam manchmal ein Mensch gegangen, so setzte man sich in den Schatten eines Baumes, zog das Chillum, die irdene Pfeife, heraus und plauderte ein Weilchen über dies und jenes, das Woher und Wohin, wahllos — nur um zu plaudern. Dann schied man voneinander. Salam — Salam! — —

Wenn dann am Mittag die Sonne brannte, daß selbst die Büffel mit ihrer dicken Haut sich in die

nächste Pfütze legten und die Ziegen irgendeinen Schatten suchten, wenn alles Leben im Dschungel verstummte und die Luft vor Hitze zitterte, daß es aussah, als bewegten sich die Büsche und Bäume vor und um uns — dann legten wir uns in den Schatten eines großen Baumes, verzehrten unseren mitgebrachten Imbiß und tranken das warmgewordene Wasser aus der Kürbisflasche dazu. Oft genug schleppten wir uns Meile um Meile durch mannshohe Dornenstauden hindurch, über sengende steinige Ebenen, bis uns die Fußsohlen brannten, als wären wir auf erhitzten Eisenplatten gegangen — weit und breit kein Dorf, keine menschliche Stätte, nur eine einsame verkrüppelte Palme.

Dann aber kamen wir wieder in reicheren Dschungel, in dessen Gehölz sich schillernde Pfauen flüchteten. Es war immer ein herrlicher Anblick: wie diese großen Vögel, ohne die ich mir die Gärten der Fürsten nicht vorstellen kann, auf der hartgebackenen, roten Erde umherspazierten, aber immer ein wachsames Auge auf das belaubte Gehölz gerichtet, in dem sie bei unserem Nahen sich versteckten. Ich habe einmal einen Pfauen als Geschenk empfangen und schloß ihn in ein Zimmer ein. Nach einigen Tagen mußte ich das arme Tier töten lassen. Sein herrliches Gefieder war zerzaust, Brust und Kopf eine blutende Wunde. Tag und Nacht rannte er unaufhörlich gegen die harte

Steinwand seines Gefängnisses und sein Blut bespritzte die Wände. Ich habe seitdem nie mehr ein Dschungeltier gefangen gehalten. — — Runde, zierliche Wachteln huschten in Scharen durch das Gras, und in halbausgetrockneten Teichen standen schneeweiße Paddyvögel. Hoch oben auf der äußersten Spitze eines Baumes, dessen Stamm die weißen Ameisen mit einer Erdschicht überzogen hatten, unter der sie ihr zerstörendes Werk trieben, horstete ein Geier und spähte mit scharfen Augen ins Land hinaus, oder ein Vetter von ihm, der nackthalsige Aasgeier, kreiste hoch in den Lüften und suchte nach Beute. Manchmal berührte unser Fuß fast ein Kaninchen, das sich zwischen Steinen versteckt hatte und dann erschrocken auf und davon eilte, so daß nur das weiße Schwänzchen zu sehen war. Wo dunkelgrüne, duftende Mangobäume inselartig im eintönigen, abgestorbenen Grau des Dschungels in Gruppen zusammenstanden, flatterten kleine grüne Papageien von Ast zu Ast und erfüllten die Luft mit ohrenbetäubendem Lärm. — Der Barra Nawab führte mich ab und zu in ein Dorf, um Tee zu kochen oder einen Mehlkuchen zu backen. Der Hauptgrund war aber sein Wunsch, den Leuten zeigen zu können, daß er einen „höheren Herrn" zum Freunde hatte. Daß er wunderbare Märchen von meiner Gelehrtheit und von meinem Reichtum zu erzählen wußte, war mir bekannt, aber eines Tages

brachte er mich mit seinen Aufschneidereien doch in Verlegenheit. Er behauptete nämlich, ich könnte viel mehr als alle Fakire — ich könnte sogar meine Zähne aus dem Munde herausnehmen. Er habe es selbst gesehen! Als ich abends mit den Männern des Dorfes unterm Pipulbaume saß, die Weiber hockten etwas hinter uns, bat mich der Dorfälteste, ihm und den Versammelten das Zauberstück vorzuführen. Wie stolz der Barra Nawab auf mich jene Nacht war! Was ich ihm aber nachher unter vier Augen sagte, ist unser Geheimnis. Ich habe mein Gebiß seitdem nie mehr zu zeigen brauchen. Ich bin ihm aber seiner Eitelkeit wegen nie böse gewesen, sie war harmlos-kindisch und so charakteristisch indisch.

Ich liebte es, mich mit den Dorfleuten über ihr bescheidenes Leben zu unterhalten und manchmal half ich mit, wenn sie das kühle Wasser aus dem Brunnen zogen und in die Kanäle gossen, die ihre Felder bewässerten. Es ist eine endlose Arbeit, dieses Hinauf und Hinunter, und verlangt keinerlei geistige Anstrengung, aber es ist wohl die wichtigste Arbeit Indiens. Nicht die gackernden Winkeladvokaten in Kalkutta oder in Bombay sind es, die das Land erhalten, sondern der arme Bauer im Dschungel, der morgens und abends, jahraus jahrein, sein ganzes eintöniges Leben lang, aus dem Brunnen das Wasser zieht und die kleinen Kanäle speist, die wie Millionen

von zarten Lebensadern den indischen Boden durchziehen. Sein Leben sollte ein würdigeres werden, für ihn sollte die Freiheitssonne aufgehen, ihm sollte die Scholle gehören, die er mit rührendem Fleiß bebaut. Ohne ihn würden die Millionen in den Städten verhungern, ohne ihn stände kein Palast, kein schimmernder Tadsch Mahal da. Das Knarren des Rades am Brunnenrand, über das das Seil läuft, ist ein Lied der Arbeit. An einem Abend war ich so erschöpft, daß ich mich kaum zum Dorfe hinschleppen konnte. Aber müde wie ich war, wiederum konnte ich mich dem Eindrucke der stillen Szene nicht entziehen und genoß den ernsten Zauber ihrer Würde. Nach und nach hatten sich etwa hundert Menschen dort versammelt, fast alles Frauen und Mädchen mit ihren Krügen und Töpfen, die gekommen waren, Wasser zu schöpfen. Ihre Stimmen klangen wie ein Gesang, und ab und zu sang die eine wohl ein Lied in einem schwermütigen Alt, und die anderen sangen die letzten Worte der Strophe mit. Und während draußen im Dschungel die Sonne ihre letzte leuchtende Glut über Baum und Strauch ergoß, sammelten sich schon die sanften blauen Schleier der Nacht von Osten her, und der Mond erhob sich wie ein riesengroßer Diskus blutrot über dem Dschungelrand und schien zwischen den Blättern des Pipulbaumes hindurch auf die rotgetünchten Hütten des Dorfes und die Menschen

am Brunnen. Es war ein wunderbarer Abend. Auf einem offenen Platz unweit des Brunnens saßen die Männer des Dorfes, mit halblauter Stimme sich unterhaltend, und rauchten ihre Hukah. Der süßliche Geruch des Tabaks vermischte sich mit dem Winde, der vom Felde hereinstrich und den Duft des Dschungels mit sich brachte.

Die Tagesarbeit war vorbei. Aus den Hütten erklang das Rufen der Mütter nach ihren Kindern oder der eintönige Gesang der Weiber am Mahlstein. Die Jungen brachten das Vieh vom Felde ins Dorf. Überall Leben und Treiben — und doch wundersamer Friede, kein unbekannter Laut.

Vom Dschungel her hörte man das Heulen und Klagen der Schakale, unheimlich wie Stimmen verlorener Seelen. In den Ästen des Pipulbaumes regten sich die fliegenden Füchse und flatterten davon in die Mondnacht, mit schwerem, stoßweißem Flügelschlag.

Die Dörfler brachten mir etwas Ziegenmilch und ein kleines Bettgestell, das einzige im Dorf, auf dem ich mich ausruhen sollte, und dann saß ich unter ihnen und wir unterhielten uns bis in die tiefe Nacht hinein.

Das war eine Nacht in einem indischen Dorfe, tausende sind ihr gefolgt, gleich und doch ewig anders, Töne einer unendlichen Melodie.

Volksfeste

Alle Feste des indischen Volkes wurzeln in der Religion. Volksfeste haben im Abendlande mancherorts einen so weltlichen Charakter angenommen, daß sie mit Religion und Priestertum oft in Zwiespalt stehen. In Indien aber, besonders bei der Hindubevölkerung ist das tägliche, öffentliche und private Leben des einzelnen aufs innigste mit der Religion verknüpft. Selbst Feste, die durch Berührung mit dem Westen entstanden sind und einen politischen Zweck verfolgen, werden von der Religion durchdrungen. Von seinem ersten Lallen bis zu seinem letzten Atemzuge wird der Hindu von der Religion und religiösen Gesetzen regiert. Leben und Tod sind ihm in der Tat nichts anderes als kurze Glieder in einer langen Kette von Existenzen, bis ins kleinste von der Religion geleitet. Die Kaste, in welcher er geboren ist, wird bestimmt von der Art, wie er in einem früheren Dasein die Vorschriften der Religion erfüllt hat. Öffentliche Feste bezwecken immer die Verehrung einer bestimmten Gottheit, selbst der Kongreßtag der Junginder steht unter dem Schutz der Göttin Kali, einer Sakti oder Emanation Sivas.

Feste, die eigentlich Gemeingut des gesamten indischen Volkes sind, gibt es nicht, dazu ist die rassische, sprachliche und soziale Vielheit des Volkes zu groß. Viele Feste werden wohl von verschiedenen Sekten, oder allen Kasten einer Sekte zusammen gefeiert. Dann aber hat jede Kaste, jede Rasse und jede Religion ihre eigenen Feste. Während z. B. die Hindu im Norden das Holidevali[1]) mit dem größten Glanze feiern, ist es im Süden fast nicht bekannt. Das am meisten gefeierte Fest ist wohl das Kalipuja oder das Fest der Göttin Durga, wie ihr anderer Name lautet, bei den Bengalen[2]). Der Puja[3]) dauert zehn Tage.

Alle Geschäfte sind geschlossen, selbst die Hallen des High Court in Kalkutta stehen leer, und wer Geld hat, besucht seine Verwandten. Die Züge gehen zu herabgesetzten Preisen und das ganze Volk scheint auf der Reise zu sein. Die Frauen schmoren und backen, die Häuser werden innen und außen frisch gestrichen, die Schüler und Studenten ziehen nach Hause und bei allen zeigt sich festlich gespannte Erwartung, wie bei uns vor dem Weihnachtsfeste oder vor Ostern. In besseren Häusern, wo ein kleines Familientempelchen sich befindet, verrichtet der Pandit oder Haus-

[1]) Holidevali = Frühlingsfest.

[2]) Die Provinz Bengalen zählt ungefähr 70 000 000 Einwohner.

[3]) Puja = Gottesdienst, Feier, (religiöses) Fest.

priester jeden Abend nach Sonnenuntergang Gebete und Opfer vor dem Bilde der Göttin. Tragaltärchen werden gezimmert und mit buntem Flitterzeug dekoriert. Die Öllichter brennen Tag und Nacht auf dem Hausaltar, und am Morgen gehen die Frauen im weißen Sari in Begleitung ihrer Kinder, mit Kokusnüssen und Blumen in den nächsten Durgatempel, um für das Glück ihrer Angehörigen zu beten.

Das Ziel der meisten aber ist der große Durgatempel von Kalighat auf dem Wege nach Kidderpore. Ganze Scharen, reich und arm, wandern am Abend durch die Straßen nach Kalighat. Jedes Mitglied der Familie trägt eine Gabe an die Göttin, und ein kleines Zicklein meckert ängstlich auf den Schultern des Vaters oder wird von den Kindern an einem Strick, in den sich die Leute auf dem Wege verwickeln, nachgezerrt. Dazwischen rattert eine wacklige Kutsche mit zwei dürren Ponies und einer Ladung von acht bis zehn Personen, von denen einige sogar auf dem Dache ihren Platz zu behaupten suchen, durch die Straße, oder ein französisches Auto schnaubt durch die Menge, die erst dann ausweicht, wenn sie das Rad an der Hüfte spürt. Ziegengemecker, Kindergeschrei, Tamtams, Kreischen und Singen überall.

Manchmal macht der Vater Halt vor einem Zuckerbäcker und kauft für seine Kleinen duftige Holawas, d. h. Kokosnußkrapfen, wunderbar schmeckende

Tschelebis in Butter gebacken, oder er handelt einen Kranz von Zuckergebäck ein, der wie das Halsband eines Lord-Mayors aussieht und auf jedem Teil der süßen Kette das Bild der Göttin trägt. Frau und Kind fassen den Ernährer der Familie krampfhaft am Zipfel des Hüftentuches, damit er ihnen im Gedränge nicht verlorengehe.

Eitle Kinder hängen sich die Kette um den Hals und begnügen sich damit, der Göttin erst die Hände und die Füße abzubrechen; nach einer Weile verschwindet auch Kopf und Leib, und wenn sie am Tempel ankommen, hängt nur noch die klebrige Schnur trübselig vom Halse herunter.

Der Tempel Kalighat, dem die Stadt Kalkutta ihren Namen verdankt, liegt etwa zwanzig Meter über dem Ufer des Ganges, der von dort an Hughli genannt wird. Breite Stufen, die stets von Besuchern und Badenden belebt sind, verbinden das Heiligtum mit dem Wasser. Es ist eines der am eifersüchtigsten gehüteten Heiligtümer Bengalens und selten nur wird es von einem Europäer betreten. Eine kleine Marmortafel ob dem Eingang sagt: „Entrance for Europeans strictly forbidden." — „Der Eintritt ist Europäern strengstens verboten." — In der Tat, ich möchte es dem Europäer nicht wünschen, an hohen Festtagen in jenem Tempel von heißblütigen Bengalis erwischt zu werden.

Es war Abend, und die Opfer hatten schon begonnen. Die Treppe des Ghats war voll von Leuten, die sich eben im Flusse gebadet hatten und nun zum Tempel hinaufgingen. Von der Menge geschoben und getreten, befand ich mich endlich im großen Vorhofe des Heiligtums. Der Tempel besteht aus zwei Gebäuden; dem Äußeren, das im Viereck gebaut und an den Seiten zur Bequemlichkeit der Besucher, die oft Hunderte von Meilen herbeikommen, um der Göttin zu opfern, mit Hallen versehen ist, und dem eigentlichen Heiligtum, einem hohen konischen Bau. Der Turm ist von unten bis oben mit kleinen ausgemeißelten Götterfiguren bedeckt, unter denen die Bilder Siwas, des Gatten Kalis, Hanumans [1]) und Ganeschas [2]) vorherrschen. An der Spitze des Turmes ist die gelbe Flagge am Dreizack befestigt. Nur die ersten Kasten dürfen das Heiligtum betreten; die unteren verrichten ihre Opfer und Gebete am Eingang desselben. Betende Frauen saßen mit verhülltem Gesicht auf der Plattform, die um das Sanktissimum herumläuft. Im Hof standen hellerleuchtete Buden, in denen zuckerne Figuren der Göttin, grell bemalte Götter aus Ton, Malams, billige Öldrucke der bekanntesten indischen Gottheiten (aus Galizien) tönerne, kupferne, oder auch

[1]) Hanuman = Affengott.

[2]) Ganescha = der Gott der Weisheit, mit einem Elefantenkopf.

silberne Statuetten Sivas und seiner verschiedenen Saktis, zum Verkaufe ausgebreitet waren. In einem Zelte waren Rakkis zu haben. Das „Rakki" ist eine aus fünf Strängen gedrehte Schnur, die erst in den letzten Jahren aufgetaucht ist. Am sogenannten Rakkitage, der gegenwärtig in Bengalen festlich begangen wird, gehen die Bengalis mit einem kleinen Bündel dieser Schnüre von Freund zu Freund, begrüßen sich mit den Worten: „Bande Mataram!" „Ich diene dir, oder Heil dir, Mutter!" und binden sich das Rakki um das Handgelenk, zum Zeichen, daß sie im gemeinsamen Dienst an die Mutter gebunden sind. In den Vorhallen des Tempels drängte sich eine Menge von etwa viertausend Menschen, und durch das Rufen, Beten und Singen, den Lärm der Glocken aus dem Heiligtum, und das Blasen der Muschelhörner, die nur zu Gottesdiensten und in Tempeln verwendet werden dürfen, klang ab und zu das ängstliche Meckern der Opferziegen.

Endlich hatte ich mich durch das Gewoge hindurchgearbeitet und befand mich im Innern des Tempels, der auf einer Plattform von etwa einem Meter Höhe steht und nur mit einer niedrigen Türe versehen ist, Blutdunst wehte mir beklemmend entgegen, als träte ich in ein Schlachthaus, und der Stimmenlärm ringsum, das Schellen der Glocken, das plötzliche Aufflackern und Verschwinden einer Flamme aus dem

Hintergrunde, dazu der süßliche Geruch der Räucherkerzen, betäubten mich beinahe.

Das Innere war beleuchtet von kleinen mit Ghi[1]) genährten Öllämpchen, die im Laufe der Zeit die Wände ringsum mit einer dicken Rußschicht bedeckt hatten. In jeder Nische, auf allen Kanten und Postamenten brannte ein winziges Licht neben dem anderen. Dem Eingange gegenüber an der Wand erhob sich die Statue der Göttin Kali, eine über drei Meter hohe Frauengestalt, aus Marmor gehauen, ein Fuß auf der Brust des bezwungenen Yamas[2]) ruhend, der andere, wie in einem Siegestanze in der Luft schwebend. Auf jeder Seite hat die Göttin fünf Arme; in jeder rechten Hand schwingt sie ein Schwert, während die linken Hände mit riesigen Keulen bewaffnet sind. Die Lenden sind mit einem Leopardenfell beschürzt, und in ihren strähnigen Haaren winden sich Kobras; ein greuliches Halsband von bleichen Schädeln fällt über ihre Schultern. Die Schlange ist ein Symbol Siwas, ihres Gemahls. Das Gesicht ist schwarz, die Lippen sind geöffnet — es scheint, als lache die „blutige Göttin". Der ganze Körper ist mit Blut beschmiert. Ein grauenhafter Eindruck, vermehrt noch durch das huschende Spiel der Lichter.

---

[1]) Geschmolzene Butter.

[2]) Yama = der Gott der Unterwelt.

Die „Furchtbare Göttin" wird unter verschiedenen Gestalten verehrt. Ich sah Bilder von ihr, in denen sie ihr Haupt in der Hand trägt, während das aus ihrem Rumpf strömende Blut in ihren Mund zurückfließt. Ein am unteren Rande der Bilder gedruckter Text erklärt, daß die große Göttin das Symbol des von den Engländern „enthaupteten Mutterlandes" ist, aber daß die „göttliche Mutter" dessen ungeachtet ihre Lebenskraft behält, indem sie ihr eigenes Blut trinkt. Ich sah auch Öldrucke, auf denen der unter ihrem Fuß hingestreckte Gott Yama die Uniform eines englischen Soldaten trägt.

In jener Nacht wurden der Göttin etwa viertausend Ziegen geopfert.

Es war die zweite Morgenstunde, als ich den Tempel verließ und mich wieder auf die noch dichtgedrängte Straße begab. Häuser und Tempel waren festlich beleuchtet, von den Dächern stiegen Feuerwerke empor, die Süßigkeitskrämer machten gute Geschäfte mit ihren zuckernen Göttinnen. Die gute Hinduhausfrau würde es allerdings verschmähen, Gebackenes oder Gekochtes von der Straße zu kaufen.

Die letzte und vorletzte Nacht des Puja wird immer zu Hause gefeiert. Der letzte Winkel des Heims ist mit Gästen belegt, und wo in gewöhnlichen Zeiten eine sechsköpfige Familie zur Mahlzeit sich setzt, ist die Zahl nun drei- und vierfach vergrößert.

Das Beste wird herbeigeschleppt, auf daß der Ruf der Gastfreundschaft dem Hause erhalten bleibe. Die Gäste sind immer Verwandte, die sich in den Kalifeiertagen um das Familienoberhaupt scharen. Am Abend versammeln sie sich vor der Hauskapelle, die Frauen hinter einem Vorhang, der den persischen Namen „Purdanischan" hat und sie von den Männern trennt. Der Brahmine opfert das Schradh[1]) an die Ahnen, und die Kinder tragen frische Räucherkerzen herbei und ersetzen die ausgebrannten, füllen die verglimmenden Lichter mit Öl oder knüpfen die zerrissenen Girlanden wieder zusammen. Auf vier Pfosten, die wie ein Hochzeitszelt mit grünen Bananenblättern geschmückt sind, ruht das Zeltdach. Bunte Bänder, Gold und Flitterzeug, Kränze von Mangoblättern und dazwischen Papierlaternen in allen Farben. Bis tief in die Nacht hinein sitzt die Familie und erzählt sich die Erlebnisse, Freud und Leid des vergangenen Jahres. Die Haustüre steht offen, damit Nachbarn und Freunde zum Besuche eintreten können. Wer kommt, muß etwas von der gebotenen Erfrischung genießen, oder wenigstens einen „Pansupali" kauen oder einen Zug aus der Hukah nehmen. Reichere Familien haben sich einige Sänger kommen lassen, die zum Klang der uralten Streichinstrumente die Lieder der alten Dichter singen. —

[1]) Schradha = Gedächtnisgabe für die Toten.

Dazwischen werden auch Burlesken mit manchmal bedenklichen Witzen aufgeführt. Es ist eine festliche Stimmung, die da herrscht, wie bei uns an einem Weihnachts- oder Neujahrsfest.

In den Liedern der Sänger zittert die Sehnsucht nach den vergangenen Tagen der Rischis. So vergeht die Nacht, die Kinder sind auf dem Schoße der Eltern eingeschlafen und werden traumtrunken in die inneren Gemächer getragen. Die Öllichter verglimmen, eines nach dem anderen; und zuletzt steht die Göttin allein im leeren Hofe, und der kühle Morgenwind spielt in den welkenden Mangokränzen. — — —

Tagsüber werden Besuche gemacht und empfangen. Die Männer sitzen mit ihren Freunden im vorderen Teil des Hauses, die Frauen mit ihren Basen und Freundinnen im Innern. Der Besucher bringt seine Glückwünsche dar, setzt sich hin und raucht ein bißchen aus der ihm gebrachten Hukah, kaut Pan dazu und politisiert. Die Diener treffen die Vorbereitung zur kommenden Schlußfeier am Abend. Im Innern des Hauses wird alter Schmuck vom letztjährigen Feste hervorgeholt, gereinigt und aufgeputzt. Alte Uniformen, Waffen sogar aus der Zeit der ostindischen Gesellschaft und darüber hinaus, da das Haus noch zu den ersten des Landes zählte, kommen wieder ans Tageslicht. Alles, vom Herrn bis zum letzten Diener, wirft sich ins festliche Gewand. Eine fieberhafte

Tätigkeit entfaltet sich. Dann begibt man sich in den Hof. Der Priester verhüllt das Idol mit einem Schleier und stellt eine aus Ton geformte Statue der Göttin, mit Jasminketten reichlich behangen und wie eine Puppe mit golddurchwirkten Tüchern bekleidet auf einem Piedestal vor das Heiligtum. Nach Sonnenuntergang erschallen die Glocken und Muscheln, die Frauen brechen in ein langgezogenes Hululugeschrei aus, und der Brahmine besprengt das Bild mit Gangeswasser. Dann wird es auf die Tragbahre gehoben und die Männer heben sie hoch. Vor dem Hause bildet sich ein festlicher Zug. Voraus gehen die Musikanten mit Hörnern, Trommeln, Pfeifen und Trompeten. Manchmal in Uniform, wie eine Regimentskapelle. Ihnen folgen die Diener des Hauses mit silberbeschlagenen Stäben, großen weißen Turbanen und roten Gürteln, auf denen die Insignia der Familie abgezeichnet sind. Ihnen folgt der Hauspriester und nach ihm das Bild der Göttin, umgeben von Fackelträgern. Hinter diesen die Verwandten und das Familienoberhaupt im Wagen mit seinem Gaste Sauter in eingeborener Galakleidung. Aus allen Häusern stoßen neue Züge hinzu, die Riesenprozession erstreckt sich meilenweit durch die Straßen. Auf den Dächern längs des Weges stehen die Frauen, und streuen Blumen auf die Vorübergehenden. In drei Stunden ist der kurze Weg zum

Ghat[1]), der sonst in zehn Minuten zurückgelegt wird, vollendet. Nun steigt eine Familie nach der anderen zum Ufer hinunter, der Priester hebt das Bild behutsam von seiner Bahre und stellt es mit dem hölzernen Piedestal auf das Wasser. Mit tausend anderen schwimmt es den Fluß hinunter und versinkt langsam in der Flut. Wenn es senkrecht darin verschwindet, ohne nach rechts oder links zu kippen, geht ein befriedigtes „Kalijaya, Kalijaya" von Lippe zu Lippe. Der Sohn meldet es dem Vater „Kalijaya!"[2]) Unglück und Leid werden dem Hause das kommende Jahr hindurch fern bleiben.

Auf dem Heimwege spielten die Musikanten eine lustige Weise; ich mischte mich unter die Jungen, meistens Studenten, und sang aus Leibeskräften mit ihnen das „Bandemataram", bis wir zu Hause ankamen. Dort versammelte man sich nochmals vor der Hauskapelle, der Priester enthüllte das Bild der Göttin, besprengte die Anwesenden mit dem Gangeswasser, das er am Flusse dazu geschöpft hatte und sprach den Segen der Gottheit über das Haus und „alle, die da ein- und ausgehen".

Für jene Nacht blieb ich der Gast meiner Schüler und nahm Teil am feierlichen Schlußakt des Festes. Am Ende des großen Saales, wo die Bilder der

[1]) Ghat = Stufen, Flußufer(bank); Name der westlichen Abhänge von Dekkan. [2]) Heil der Göttin.

Ahnen hingen, stellte der alte Raja K — sich auf. Dann trat der älteste Sohn vor, fiel vor ihm auf die Erde nieder, berührte seine Füße mit der Stirne und sprach: „Vater vergib und vergiß!“ Und der würdige Greis hob den vierzigjährigen Mann zu sich empor, umarmte ihn und sprach: „Die Göttin segne dich!“ Alle kamen heran, die Damen des Hauses und der letzte Diener, und als alle zurückgetreten waren, da konnte ich nicht mehr anders, ich mußte dem unwiderstehlichen Drange folgen und das gleiche tun. Von dem Tage an ist der Rajah K — mir ein zweiter Vater geworden. Das war das Ende dieser wunderschönen Feier, des Kalipujas, das viele Europäer nur von der Straße her kennen.

Als ich im Jahre 1909 ein Jahr lang der Gast des Maharadscha von K — war, bat ich um Gelegenheit, Augenzeuge eines Festes zu sein, das ein Beispiel liefert, wie die Phantasie des Volkes seine Götter mit menschlichen Bedürfnissen ausstattet. Es war das besonders in Bengalen bei den oberen Kasten sehr beliebte „Dholchatra“ des Gottes Krischna[1]).

„Dhol“, die Schaukel, ist ein in der indischen Mythologie vielbeliebtes Spielzeug der Götter. Der Lieblingsgott Krischna, dessen Tempel überall im Lande zu finden sind, wird an einem gewissen Tage im Jahre unter feierlichen Zeremonien in Gegenwart der frommen

[1]) Krischna = eine Menschwerdung des Gottes Siwa.

Menge vom Priester, der sich durch zweitägiges Fasten zu dieser Handlung vorbereiten muß, auf eine im Tempel vor dem Altar hängende Schaukel gesetzt und unter Musikbegleitung zwei bis drei Stunden lang geschaukelt. Auf einem Teppiche vor der Schaukel sitzen die Musikanten und Sänger und singen die Lieblingslieder des Gottes, von seiner Werbung und seinem Liebesleben, das Lied von „Vanamal und Radha". Dann wird er wieder auf seinen Altar gestellt, und er verharrt dort in beschaulicher Ruhe bis zum nächstjährigen „Dholchatra" und erfüllt zum Dank für die fromme Aufmerksamkeit seiner Verehrer ihre Wünsche das Jahr hindurch.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf einer Wanderung durch die Gegend von Tiruvalur im Tamillande nahm ich an einem Feste teil, das von niederen Dravidakasten gefeiert wurde. Auf dem einen Hügel steht das Heiligtum des Gottes Ganpat[1]), auf dem gegenüberliegenden ist der Tempel seiner Göttin. Einmal im Jahre besucht der Gott seine Gemahlin. Schon Wochen vorher erscheint er im Traume zwei Mutschis[2]), beiden zu gleicher Zeit, aber an verschiedenen Orten, und bestellt sich von jedem einen Schuh zu diesem Zweck.

Ein Brahmine erzählte mir, daß die Schuhe sonderbarerweise immer zusammenpassen, trotzdem die beiden

[1]) Ein anderer Name für Ganescha. — [2]) Schuster.

Schuster einander nicht sehen. An dem für den Besuch festgesetzten Tage strömen die Leute zu Tausenden aus der Umgebung herbei, und wenn das Bild des liebeshungrigen Gottes in feierlicher Prozession durch die Straßen von Tiruvalur zieht, werden ihm die neuen Stiefel vorausgetragen. Er bleibt bei seiner Frau über Nacht; ein Vorhang wird diskret vor die beiden gehängt, und kein Mensch darf während des Tête-à-têtes im Heiligtume sich aufhalten. Am anderen Morgen geht Ganpadi auf seinen Berg zurück und führt wieder sein einsames Strohwitwerleben.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Tief im Innern der Halbinsel, bei den Bhils, einem Stamme von Ureinwohnern, die von den aus dem Norden eindringenden Ariern in die unwirtlichen Berge und in den Dschungel getrieben wurden, werden Feste gefeiert, die von der Regierung heute verboten sind. Wo aber ein einziger Polizeiwachtmeister oft einen Bezirk zu bewachen hat, der an Größe, sowohl in seiner Ausdehnung wie in der Zahl der Bevölkerung, fast einem kleinen europäischen Fürstentum gleichkommt, ist es nicht schwierig, an irgendeinem entlegenen Ort im geheimen die Feste zu feiern. Am südlichen Abhange der Vyndhiasberge, im Nimarbezirk der Zentralprovinzen, liegt das kleine Dorf S., wo ich einst mit einem meiner Schüler Zeuge des „Hakenschwingens" war. An die zehntausend Menschen

aus den weitesten Gegenden hatten sich eingefunden. Unter jedem Baume, um das Dorf herum, lagerten die herbeigeströmten Besucher. Ein ca. drei Meter langer steinerner Wagen, mit einer Statue der auch von den Landleuten viel verehrten Göttin Durga stand unter einem Zelte von frischem Laubwerk. Zu beiden Seiten des Wagens ragte je ein etwa zwanzig Zentimeter dicker, fünf Meter hoher Pfahl in die Luft. Die beiden Pfähle waren oben durch einen wagerechten Balken verbunden, der sich frei in einer Öffnung am oberen Ende der senkrechten Pfähle bewegen konnte. Durch diesen wagerechten Balken lief ein anderer, von neun bis zehn Metern Länge. An einem Ende dieses, wie der Zeiger einer Uhr rotierenden Balkens war ein runder Steinblock befestigt, und am andern Ende desselben eine Art Polster. Ein Strick hing von diesem Ende herunter, so daß, wenn man mit einem heftigen Rucke den Strick anzog, der Balken wie das Rad einer Windmühle sich drehte.

Etwas abseits vom Zelte kauerten vier halbnackte Fakire mit langen Haaren und aschebeschmierten Leibern. Sie sollten geschwungen werden. Der erste stellte sich auf, und während er dastand und mit den Leuten sprach, stieß ihm einer seiner Gefährten einen eisernen, fußlangen, ankerförmigen Haken in das Fleisch im Rücken, daß die Spitzen zwischen den Rippen wieder

herausschauten. Dann befestigen sie ihn mit einem Gurt, den er um die Lenden trug, an dem unbeschwerten Ende des Balkens. Der Anblick war widerlich. Die Menge schrie und johlte, und so viele als nur sich daran machen konnten, erfaßten das lange Seil vorn am Wagen und zogen den steinernen Wagen der Göttin langsam um das Zelt herum. Andere schnellten den Balken im Kreise herum. Ein fürchterliches, abstoßendes Bild, der geifernde, schreiende Mensch zwischen Himmel und Erde, die Hände weit ausgebreitet; dazu das Gellen der Hörner, das Rufen und Schreien der rasend gewordenen Menge. Einer nach dem andern von den Fakiren wurde geschwungen. Der Letzte nahm ein kleines Kind in seine Arme, und wenn er mit seiner Last der Erde sich näherte, sah es aus, als würden beide am steinernen Rade des Wagens zerschellen. Das Kind schrie vor Angst, und der Fakir rief der Menge aus schäumendem Munde Scherzworte zu. Rauchende Fackeln beleuchteten den Weg und hinter dem Tempelwagen schritt eine Reihe von Knaben und Mädchen, die durch einen ihnen durch das Fleisch im Arme gezogenen Draht wie die Perlen an einem Rosenkranz zusammengeknüpft waren. Die Mütter folgten ihren Kindern in kurzem Abstande.

Das Hakenschwingen ist eine Art Gelübde ganzer Gegenden, um Krankheit oder sonst ein großes allgemeines Unglück abzuwenden, oder auch um eine

ertragreiche Ernte zu erlangen. Auch Einzelpersonen können sich schwingen lassen oder andere dazu dingen.

Bei jener Gelegenheit fiel mir auf, daß die Geschwungenen kein Blut verloren und auch keinerlei Schmerzgefühl an den Tag legten. Einer lachte sogar mit den Umstehenden, als man ihm den Haken aus der Wunde zog. Wer geschwungen werden will, muß sich einen Monat jedes Fleischgenusses, Alkohols oder anderer stimulierender Sachen und des Geschlechtsgenusses enthalten. Die vier Männer aber machten mir eher den Eindruck, als wären sie unter dem Einflusse irgendeines narkotischen Mittels, und ich hörte später, daß Kampfer bei der Vorbereitung eine wichtige Rolle spielt.

Das Hakenschwingen ist in Südindien allgemein üblich; doch wo die Polizei wacht, hat der erfinderische Volksgeist ein treffliches Substitut gefunden. So sah ich z. B. in Mysore einen mit Kleidern wie eine Vogelscheuche behangenen Kürbis an einem Pfahle, und in einem Dorfe von Südkanara quiekte ein gesprenkeltes Schwein aus der luftigen Höhe hernieder. —

Die letzten Jahre vor dem Ausbruche des Weltkrieges verlebte ich an der malerischen Malabarküste, von den Dichtern die Perle Indiens genannt. Dort wohnen die Tyars, früher die niedrigste Kaste des Landes, die aber in den letzten Jahren sich zu einer Höhe emporgeschwungen haben, daß sie sich in geistiger

und physischer Tüchtigkeit mit allen Kasten Indiens, einschließlich der Brahminen, zu ihrem Vorteil vergleichen können und selbst von den intelligenten Bengalis keineswegs in den Schatten gestellt werden. Als die Brahminen ihnen als Parias eine Befreiung aus ihrem Joche verweigerten, sagten sich diese schlichten Palmbauern von der Priesterherrschaft los, errichteten ihre eigenen Tempel, ernannten Krischna zu ihrem Kastengotte, bestimmten Männer aus ihrer Kaste zu seinem ausschließlichen Dienste und schufen sich ihre eigenen Gesetze, die heute einen Teil des Indian Civil Code bilden. Die meisten Schulen und Colleges in Malabar sind von den Tyars gebaut und unterhalten. Die Schnelligkeit und die Gründlichkeit ihrer Emanzipation ist geradezu verblüffend, immer mehr nehmen sie die ersten Stellungen in der Verwaltung des Landes ein, und die Tyarstudenten an der Malabarküste stehen sittlich und intellektuell ganz entschieden allen andern voran.

Im Monat September, kurz nach dem Monsun, feiern sie das Jagdfest des Gottes Krischna. Drei Nächte nacheinander ist der Tempel von einem Lichtermeer umgeben. Aus allen Dörfern strömt das Volk herbei, in festlich weißer Kleidung. Zu Tausenden drängen sie um den Tempel herum, den niemand betreten darf. Leuchtende Raketen steigen in die Luft, und unter einem Zelte, vor dem Eingange zum Tempel,

spielen die Musikanten. Auf beiden Seiten der Straße, die zum Heiligtum führt, stehen Buden mit Gebäck, Limonaden, Früchten, auch kleine Kasperletheater für Kinder und Erwachsene, wie auf einem Jahrmarkt; sogar Karussells mit viereckigen Karikaturen, die Pferden beinahe ähnlich sehen und, last not least, ein winziger Kino mit Films der Firma Pathé. In weißen Zeltbuden, von Öllampen beleuchtet, werden auf Bananenblättern scharf gewürzte Mahlzeiten serviert. Gegen Mitternacht kommt der Priester im Gottesdienstgewand des Brahminen, eine heilige Schnur hängt über seine Brust, und vor den Mund hat er ein weißes Tuch gebunden, das ihn vor der Verunreinigung schützen soll. Zwei Tage muß er fasten und darf keinen Menschen sprechen, bevor er zur heiligen Handlung schreitet. Alles macht ihm ehrerbietig Platz, denn ihm obliegt die Ehre, das Bild des Gottes in seiner Hand zu tragen. Er betritt den Tempel — die Muschelhörner erschallen, die nach Tausenden zählende Menge verstummt, bis er wieder unter dem Eingange des Tempels erscheint; vor sich auf der Brust trägt er die goldene Statue Krischnas, wie eine Monstranz mit einem kostbaren Mäntelchen verhüllt. Mittels einer Treppe, über die sich ein seidener Teppich spannt, besteigt er den festlich geschmückten Elefanten. Goldgewirkte Tücher hängen bis zur Erde nieder. Die Füße des Tieres sind mit Goldreifen

geschmückt, und auf der Stirne trägt der Elefant in Sandelpulver und Goldstaub das Zeichen des Gottes. Hinter dem Priester steht aufrecht ein zweiter mit einem Fächer von Pfauenfedern. Dreimal wird der Elefant mit seiner kostbaren Bürde um den Tempel und dann durch die umliegenden Felder geführt. Schüsse werden gefeuert, um der Prozession ein möglichst jagdähnliches Gepräge zu verleihen, denn „Krischna geht jagen", so wie er es übte, als er noch als Held und Gott unter den Menschen weilte. Wer dieses Fest zum ersten Male sieht, dem macht es einen unvergeßlichen Eindruck. Die wunderschöne Nacht an der Malabarküste — — — ein sternenübersäeter Himmel, die vielen Menschen in ihrer einfachen, doch so malerischen weißen Kleidung und ringsum die schwarzen Umrisse der Palmen, jener prachtvollen Palmen, die des Nachts wie schwarze Sterne sich gegen den dicht bestirnten Himmel abheben. Solche Schattenbildungen gibt es nur in Malabar. Wie oft habe ich es bedauert, daß ich kein Dichter bin, um die Schönheiten indischer Gegenden zu schildern — — — ich kann sie nur fühlen.

Unzählig sind die Feste, die ich mit meinen Freunden und Schülern in den verschiedensten Teilen des riesengroßen Landes, teils beobachtet, teils mitgefeiert habe. Da wäre das Moharram der Mohammedaner; das in Nordindien besonders zu Tumulten zwischen Hindu

und Moslimen anlaßgebende Bakr-Id; Schlangenfeste, das Vesantafest, an dem die Ochsen sich wenigstens einmal im Jahre ihres Daseins freuen dürfen; das Fest des neuen Reises oder das Saraswatipuja, der Göttin der Wissenschaften Saraswati geweiht und von den Brahminen und Scholaren gefeiert, oder noch das prunkvolle Dasserah in Mysore — eine Fülle von Festen, an denen Tausende und Millionen von Menschen, ganze Sekten, ganze Volksstämme teilnehmen — von denen aber keines ein eigentliches indisches Volksfest genannt werden kann. Die Beschreibung all dieser Feste sei für eine besondere Gelegenheit vorbehalten. Nur noch eine Feier möchte ich erwähnen, weil sie mir Anlaß bot, zum erstenmal die Freuden eines indischen Dharamsalas (Ruhehaus für Wanderer) zu genießen. Es war das Fest der Göttin Jaganath in Puri, an der Ostküste, südlich von Orissa.

Die Göttin Jaganath ist eine Sakti Siwas, wie ihre Schwester Kali in Bengalen. Ihr Bild steht auf einem riesigen steinernen Wagen, der einmal jährlich von den Pilgern an das Meeresgestade und von dort wieder zum Tempel zurückgezogen wird. Die kleine Stadt beherbergt an diesem Feste über hunderttausend Menschen, die ganze Tagesreisen mit der Bahn oder im Ochsenwagen machen, um bei der Feier zugegen zu sein. Es ist noch nicht lange her, daß Dutzende von Fanatikern sich unter die breiten Stein-

räder des langsam dahingezogenen Wagens warfen und sich zermalmen ließen. Puri, wie alle großen Pilgerorte, ist für die Bequemlichkeit der Besucher reichlich mit Dharamsalas, d. h. freien Herbergen versehen. Ein Dharamsala ist meistens im Viereck gebaut und besitzt in der Mitte einen großen Hof, so daß man in heißen Nächten im Freien schlafen kann. Das Asyl ist für alle offen, selbst für weiße „Tramps", die gar nicht selten sind, am meisten aber sind sie von Fakiren, Banjaris und anderen Bettlern frequentiert. Zur Abwechslung war ich wieder einmal als Bettelmönch nach Puri gereist und mußte deshalb mein Nachtessen nicht nur im Bazar mit der Kürbisschale mir erbetteln, sondern auch selbst kochen.

Es war ein einfaches Mahl, bestehend aus Linsen, reichlich mit Chili oder indischem Pfeffer vermischt, und drei Mehlkuchen, die ich in der Asche buk. Auch der Ofen ist einfach und verlangt keinen eisernen Kamin. Man legt drei Steine im Dreieck zusammen, einige Scheite darunter, darüber einen frischen irdenen Topf, der erbettelt ist; aus meinem eigenen Lota, den ein Freund mir schenkte, goß ich Wasser ein, nahm aus dem Zipfel des Hüftentuches etwas erbetteltes Salz, machte mit dem ähnlicherweise erworbenen Mehl und etwas Wasser einen schönen Teig, knetete ihn und schlug ihn zwischen beiden Händen dünn, bis er aussah wie ein runder Pfannkuchen. Dann

legte ich den Chapatti fein säuberlich auf die heiße Asche, und das tägliche Brot war gebacken. Viele Europäer in Indien ziehen den Chapatti eines guten Koches dem schwammigen Weißbrote vor.

Das Asyl war überfüllt, und in der Nacht gesellten sich immer mehr Obdachlose zu uns. Das kleine Zimmer, in dem ich lag, war etwa acht Meter im Quadrat und beherbergte an die fünfzig Leute, Männer und Weiber aus allen Teilen Indiens, auf dem mit Kuhdünger bestrichenen Boden. In einer Ecke des Raumes lagen zwei nach Kokosnußöl riechende Dirnen aus der Gegend von Vizigapatam, die schon in der Veranda mit einem stellenlosen christlichen Koch aus Goa zu flirten anfingen. In der vorgerückten Nacht saß er behutsam auf, guckte vorsichtig um sich, faßte sein Käppchen und trat sorgfältig über die schlafenden und schnarchenden Bündel und verschwand in der anderen Ecke des Zimmers. In einer fußhohen Nische in der Lehmmauer brannte ein armes Lämpchen, das aber bald qualmend in einer trüben Rauchwolke erstarb. Da zog einer die dicke Luft durch die Nase, wie aus einem Schilfrohr. Andere schnarchten, daß sich die Balken bogen, und auf diesen selbst über unseren Köpfen raschelten geschäftige Ratten. Manchmal kam ein herrenloser Hund zur Türe herein und schnupperte an einem Leibe herum. Die Menschen waren so dicht aneinandergepreßt, daß es nicht darauf

ankam, wenn einer seine Beine dem anderen familiär über den Bauch warf. Die feste Hinterfläche einer alten Lumbadifrau, die ihr Gesicht den ganzen Abend nicht gezeigt hatte, ruhte friedlich im Winkel, den ich durch das Zusammenziehen meiner Beine gebildet hatte. Das war mein erstes Experiment in einem Dharamsala, und ich hielt es nicht aus bis zum Morgen. Am ganzen Leib von Wanzen und Läusen zerbissen und zerstochen, stellte ich mich unter die Wasserpumpe vor dem Asyl. Doch das Ungeziefer saß in den Kleidern. So zog ich mich denn nackt aus, wusch und knetete Hüftentuch und Hemd über einem Stein, und während die Wäsche am Brunnenrande langsam trocknete, hockte ich hinter dem improvisierten Vorhange und schlotterte vor Kälte. Ich bin auf meinen Reisen dem Ungeziefer gegenüber ziemlich dickhäutig geworden, aber das ging meiner Ansicht nach über die Hutschnur. In einem Zipfel meines Hüftentuches trug ich etwas Geld bei mir. Damit begab ich mich an den Bahnhof, als es tagte und die Kleider halbwegs trocken waren. Dritter Klasse fuhr ich nach Kalkutta zurück, und als ich mich gerade so schön freute, wieder einmal eine geheime Spritztour glücklich hinter mir zu haben, öffnete sich die Türe des langsam davonfahrenden Zuges und herein traten vier Studenten aus meinem College. Sie erkannten mich sofort trotz gelbem Gewand, Holzsandalen und

aufgebundenem Haarschopf! Auch hier folgte dem ersten Lachen wieder das ernste Gespräch über die Frage: sind Ost und West sich so fremd? — — — Etwas weniger kalt abstoßendes Verhalten, etwas mehr Wille, hinter den Sitten und Gebräuchen eines alten Kulturvolkes das tiefere Gesetz zu ergründen; etwas mehr Liebe von seiten des Europäers, und er hätte keine Ursache, dem Hindu fanatische Exklusivität vorzuwerfen.

„Maharadscha Ka Salaam!"

Gnan kam eines Tages zu mir und stellte sich vor als einer meiner neuen Schüler im College. Ein von der Mutter Natur mit allen Schönheiten überschwenglich ausgestatteter Junge, beinahe eine Hünengestalt, das Entzücken eines Bildhauers, in jedem Glied die Feinheit echtindischer Fürstenabstammung verratend, stolz in der Erscheinung, aber noch etwas scheu, denn er kam vom Hofe seines Vaters, der etwa zweihundert Meilen von Kalkutta am Abhange des Himalajagebirges regierte. Er hatte es nicht nötig, zu studieren, er sollte sich nur irgendeinen Universitätsgrad holen, wie es heute bei den Söhnen indischer Fürsten Tradition geworden ist. Die Hauptstadt war ihm noch fremd. Ein Freund seines Vaters, von dem er einen Brief mitbrachte, bat mich, ihn allmählich in das europäische Wesen, in unsere Sitten und Gebräuche einzuführen. Auch ohne das hätte ich ihn ins Herz geschlossen, denn wo er hinging, brachte er die Sonne mit des offenen, unverdorbenen Dschungels. Es tat mir beinahe leid, daß dieser frische Junge mit den Kindern der Großstadt für Monate hinaus die Schulbank teilen sollte,

und im Geiste sah ich ihn auch schon im Hörsaal vor mir sitzen mit dem müde aussehenden Gesicht des überarbeiteten indischen Studenten.

Es spricht vielleicht nicht für mich als Lehrer, wenn ich bekenne, daß Gnan glücklicherweise nie ein guter Schüler war. Er kannte sich besser aus im Fußball, Hockey, Tennis, kurz in allem, was gelenke Kraft und gesunden Sinn verlangt, als in seinen Textbüchern. An gutem Willen hat es ihm nie gefehlt. Ich habe ihn oft genug noch um Mitternacht besucht und mit todtraurigem Gesicht „studieren" sehen, und wenn er mich mit seinen lieben schwarzen Augen ansah und stummverzweifelt frug: „Warum habt Ihr verfluchten Kerle alle diese Bücher geschrieben; was nutzt uns das fürs Leben? Draußen in der frischen Gottesluft kommt der Mensch doch auch ohne Philosophie und Logik aus", so mußte ich jedesmal herzlich lachen. Ich habe es ihm ja wörtlich nie zugestanden, aber innerlich wünschte ich es doch, daß er der Gleiche bliebe. Er war in kurzer Zeit der Champion von Kalkutta. Wenn er neben mir stand, sah man mich kaum, mit einem Arme hätte er mich eine Stunde lang tragen können; trotzdem nannte ich ihn das Baby.

Und für Baby nahte der große Tag, an dem er sein B. A. (Bachelor of Arts) machen sollte. Das war eine Zeit harter Arbeit. Jeden Abend saß er

auf meinem Studierzimmer, und wir arbeiteten zusammen bis in die tiefe Nacht hinein. Was wir uns selbst kaum zu hoffen getrauten, wurde zur wunderbaren Wirklichkeit. Als die Ergebnisse veröffentlicht wurden, hatte Gnan das Examen nicht nur mit Ach und Krach, sondern mit „gut" bestanden. Ich sehe ihn heute noch, wie er in mein Zimmer hineinstürzte, dann einen Augenblick stutzte und plötzlich sich mir an den Hals warf mit einem jubelnden „We have done it", wir haben es geschafft! Nun sollte er zurück und mit seinem Vater etwa eine Million Menschen regieren. Er ging, und ich mußte ihm heilig versprechen, sobald es möglich sei, ihn zu besuchen. Etwa vierzehn Tage nachher kam ein Brief von seinem Vater, worin seine Einladung bestätigt und dringend unterstützt wurde. Der Inder nimmt es ernst mit Einladungen, d. h., wenn er die indische Form anwendet; es ist dann nicht mehr eine konventionelle Einladung, ein höflicher Akt, sondern ist aufrichtig und ernst gemeint; der Eingeladene kann hingehen mit dem Bewußtsein, daß er auch tatsächlich willkommen ist. So sagte ich denn zu, und als die Tore vom College für die Ferien sich schlossen, reiste ich in der Maske eines Bengali-Babu[1]) von Kalkutta ab.

[1]) Babu = Bengalisches Wort für Herr; bei den Anglo-indern mehr oder weniger zu einem verächtlichen Ausdruck geworden.

Ein Bummelbähnchen brachte mich von der großen Zweigstation nach Dobrajpur, ein winziges Nest, das kaum auf der Landkarte zu sehen ist und hier keinerlei Erwähnung weiter verdient, als daß es mit hineingehört in den Zyklus schöner Erinnerungen an Indien.

Man hätte glauben können, daß ein Radjah ersten Ranges angekommen wäre. Ein Troß von Dienern, etwa zwanzig von ihnen Laternen tragend, alle in schneeweißen Gewändern mit roten Gürteln, in denen uralte Pistolen und krumme Dolche steckten; über der Brust ein rotes Band, auf dem der silberne Schild mit dem Abzeichen des Fürsten eingraviert war; ein riesig großer, weißbärtiger Hofmeister mit schwerem silbernen Marschallstabe und hinter ihm vier blau uniformierte Sikhs, die wahren Söhne Anaks. Gnan nahm mich in Empfang. Die Sikhs salutierten, der Hofmeister verbeugte sich, die Diener machten den tiefsten Salaam, und prozessionsweise gingen wir durch das Pförtchen, welches den Bahnsteig vom Vorplatz zum Bahnhof trennte. Dort standen vier Pferde für die Sikhs, eine Staatskalesche, in die sich ruhig acht Personen hätten setzen können, Tongas[1]) und Ochsenwagen, sogar ein Elefant. Zu welchem Zwecke, war mir nicht klar, aber der Elefant gehört einmal zum Pomp des indischen Fürsten, genau wie der Pfau, ohne den ich mir seine Gärten nicht vorstellen kann.

[1]) Tonga = zweirädriger Wagen.

Die Sikhs ritten voraus, Gnan und ich fuhren in der Kalesche hinterher; doch als wir das Dörfchen hinter uns hatten, befahl er den Sikhs, vorauszugaloppieren und die Ankunft zu melden. Dies war etwas gegen den Brauch, aber wir zwei wünschten auszusteigen und eine Strecke zu Fuß zu gehen. Gleich hinter dem Dorf begann der Dschungel. Die Sterne prangten so klar am Himmel, daß man im weiten Umkreis die scharfen Konturen der Bäume sehen konnte. Ein kühler, sanfter Wind wehte über das Land. Nach einer Weile bestiegen wir wieder den Wagen, und etwas nach Mitternacht fuhren wir durch das große Tor des Palastes. Als der Wagen an der Wache beim Eingang vorfuhr, schlug der Posten an das riesige Gong und meldete auf diese althergebrachte Weise unsere Ankunft. Der Palast lag etwa eine Viertelmeile vom Eingang entfernt inmitten von Blumengärten, Orangenbäumen und Jasminbüschen, deren schwere, wollüstige Düfte uns entgegenströmten.

Es war ein großes Gebäude aus roten Steinen, dreistöckig, reichlich mit Balkonen versehen, die am Tage durch das Weiß ihres Marmors sich sehr schön vom roten Steine abhoben. Zu beiden Seiten des Eingangs ragten marmorne Säulen bis an das Dach, und eine Terrasse, zu der wieder marmorne Stufen hinaufführten, zog sich in der ganzen Länge des

Palastes hin. Rechts und links standen Diener mit Fackeln und grüßten.

Es war schon die zweite Morgenstunde, und trotzdem war das ganze Haus noch wach, um mir den Willkomm zu bieten. Die Feierlichkeit war die eines Empfangs an einem Fürstenhofe der alten Schule, die alten Sitten wurden noch strenge gewahrt. Das Empfangszimmer oder die Halle war groß und mit vielen Öllampen hell beleuchtet. Gegen das eine Ende des Raumes hin war eine Erhöhung von vielleicht zwei Fuß, wie eine Bühne, und dort saß die eigentliche Familie. In der Mitte im Vordergrund der alte Maharadjah, der Großvater Gnans. Ein Greis von über achtzig Jahren, von einer Frische und Lebhaftigkeit aber, wie ich sie selten bei einem so alten Manne beobachtet habe. Sein Kopfhaar war dicht und glänzte silberweiß. Der Oberkörper war nackt und trug nichts als die heilige Schnur des Brahminen. Auf seiner Stirne stand das Zeichen des Gottes Siva. Rings um ihn herum saßen seine Kinder und Kindeskinder und drei kleine liebliche Mädels, kaum neun Jahre alt, mit großen süßen Rehaugen und Stimmen wie Silberglöcklein. Im Ganzen saßen da oben etwa sechzig Männer; das waren die Söhne und Enkelsöhne des alten Fürsten. Der Vater Gnans, der auf der rechten Seite des greisen Mannes gesessen, erhob sich und kam mir entgegen. Nachdem ich dem alten

Fürsten meine Ehrerbietung gezollt hatte, die darin bestand, daß ich als Ausdruck der höchsten Ehrfurcht vor ihm niederkniete und mit meinen Händen zuerst seine Füße und dann meine Stirne berührte (es ist dies der Gruß, den jeder wohlgesittete Hindu dem ältesten Familienoberhaupt darbringt, und ich habe es nie als mit meiner weißen Haut im Mißklang stehend empfunden, wenn ich diese schönen Sitten beobachtete), mußte ich mich an seine Linke setzen. Die Ehrenseite in Indien ist die Linke im Gegensatz zur „Rechten" in Europa. Man plauderte über die Reise, dies und jenes, und nach einer Weile kam der Hauspriester von der Seitentür herein, setzte sich vor den alten Maharadscha und mich hin, berührte mit einer alten Handschriftenrolle, die er aus einer Seideverhüllung zog und die einen Teil der Hymnen aus dem Rigveda auf zusammengereihten Palmyrasblättern enthielt, meine Stirne und segnete mich. Dann bekränzte Gnan mich mit Jasmingirlanden, die ein Diener auf silberner Platte herbeigebracht hatte. Nachdem man meine Hände noch mit duftendem Rosenöl gesalbt hatte, war das Zeremoniell beendigt. Jedem Europäer wird dieser Teil des Empfanges geboten, sehr wenige aber wird der Hauspriester selbst mit dem Willkommen beehrt haben. Zum feierlichen Empfang eines geehrten Gastes im indischen Hause gehören zwei Dinge, die wesentlich sind und nie umgangen

werden dürfen. Das eine ist das Anbieten des „Pan“ (Betelnuß), der immer von der Hausfrau, und wenn es die mächtigste Königin des Landes ist, eigenhändig gemacht werden muß; es ist ihr Gruß an den Gast, der sie vielleicht nicht zu sehen bekommt, wenn er nicht innerhalb eines gewissen Verwandtschaftsgrades zu ihr steht. Den Pan abzulehnen, wäre ein Verstoß gegen den edlen Anstand, abgesehen von der Tatsache, daß er mit der Zeit vorzüglich schmeckt. Das zweite ist das Rauchen aus der „Hukah“ [1]). Dem Europäer wird die Wasserpfeife nicht angeboten, weil er, so sehr er selbst sich auch als das Gegenteil fühlt, für unrein angesehen wird und sie nach seiner Berührung weggeworfen werden müßte.

Ich besuchte einst einen reichen, indischen Kaufmann, der mich nicht gerade sehr gut kannte, oder besser gesagt, nicht ahnte, daß ich so sehr in alles eingeweiht war, und es ereignete sich ein ziemlich peinlicher Vorfall. Er bot mir zuerst Zigaretten an, die ich höflich dankend zurückwies mit der Bemerkung, daß ich an die Hukah gewöhnt sei. Eine kleine Verlegenheitspause, dann ein Austausch von geflüsterten Worten mit einem herbeigerufenen Diener aus der Sudrakaste. Dieser brachte eine Wasserpfeife und stellte sie abseits vom Teppich, auf dem mein Wirt saß. Es war die für niedere Kasten und Europäer bestimmte

[1]) Hukah = Wasserpfeife.

Pfeife. Sofort stand ich auf, nahm die Pfeife, nicht mit der Hand, sondern mit beiden Pantoffeln, die ich wie eine Zange benutzte, trug sie an das Fenster und warf sie hinaus. Dann ging ich zurück, setzte mich vor ihn hin, als wäre nichts geschehen, fing aber an, vom Aufbruch zu sprechen. Nach einer Weile bat er um Entschuldigung, und als ich in später Nacht endlich nach Hause ging, hatten wir zusammen aus seiner Pfeife geraucht. Solche Intermezzi werden peinlich, wenn Europäer, die mit der komplizierten Etikette des Hinduismus nicht vertraut sind, in das Privatleben des Hindu eindringen wollen. In den meisten Fällen blamiert sich der Weiße.

An vielen Orten werden den europäischen Besuchern einfach Zigaretten überreicht, die aber von den Leuten im Hause nicht berührt werden. Der orthodoxe Hindu bringt die Zigarette niemals an die Lippen; wenn er sie raucht, formt er mit beiden Händen eine Muschel und steckt die Zigarette zwischen den dritten und vierten Finger der linken Hand. Dann zieht er den Rauch wie bei einem Trichter durch die Öffnung zwischen Daumen und Zeigefinger.

Es war schon um die dritte Morgenstunde, als ich endlich von Gnan und seinem Vater in den Teil des Hauses geführt wurde, der für meine Unterkunft bereitstand.

„Gute Nacht, ... Selige Ruhe ... Siva ... segne!"

Fast alle indische Fürsten, die überhaupt Europäer empfangen, haben bestimmte Gästehäuser für die fremden Besucher, damit sie nicht mit der Familie in Berührung kommen. Ich habe selten in den Gästehäusern gewohnt, und wenn ich sah, daß man beabsichtigte, mich dort unterzubringen, nachdem man mich als Hindu aufgenommen hatte, habe ich ohne weiteres Anstalten zum Fortgehen gemacht oder um die Erlaubnis gebeten, im Freien schlafen zu dürfen. Das wirkte immer.

Bis ins minutiöseste beobachtete ich stets die Umgangsregeln der Hindugesellschaft; dafür forderte ich aber auch, als „voll" anerkannt zu werden, es sei denn, daß ich als Europäer in europäischer Kleidung auftrat. Hätte ich ein einzigesmal gestattet, daß auch nur die geringste Kleinigkeit, die mit dem indischen Zeremoniell zusammenhängt, bei mir unterlassen blieb, so wäre da ein Präzedenzfall geschaffen worden, der sich nie mehr hätte gutmachen lassen, und ich wäre in den Augen der indischen Gesellschaft nichts anderes geworden als eine Art Clown, der die Tracht eines Volkes annimmt, ohne die Absicht, auch von ihm respektiert zu werden.

Ein indischer Palast hat keinen Raummangel; mein kleines Heim bestand aus zehn Zimmern. Da war das Unterhaltungszimmer, das Liegezimmer, Ankleidezimmer, sogar ein eigenes Eßzimmer; Dienerzimmer,

das eigentliche Badezimmer, ein Zimmer davor, wo man sich an- und auskleidet und nach dem Bade vom Diener mit Ölen eingerieben wird; schließlich das Schlafzimmer, und vor dem Eingang ein Punjabi, mit schwarzem Bart und kühner Stirn.

Die indische Gastfreundschaft ist wohl überschwenglich, aber nichtsdestoweniger ruhig und unaufdringlich. Den Diener, der mir für die Nacht gegeben wurde, damit er mich bewache, während draußen an der Türe ein anderer den Eingang bewachte, zu bewegen, daß er, da es doch niemand sehe, sich schlafen lege, war von vornherein für mich ein absurder Gedanke, denn ich wußte zu gut, daß der gute indische Diener es als eine Schande für sein Haus betrachten würde, auch nur eine Kleinigkeit von der vorgeschriebenen Regel der Gastfreundschaft abzuweichen. Nach einigem Überreden aber ging er soweit, vom Fächeln Abstand zu nehmen, weil ich vorgab, nicht schlafen zu können, dafür setzte er sich vor mein Lager hin und erzählte mir Geschichten aus seinem einfachen Leben, von den Prinzen, dem Hof usw., bis, was er sprach, mir nur noch wie das Murmeln eines Waldbächleins in den Ohren klang und ich einschlief.

Am Fürstenhof schien die Arbeit schon früh am Morgen zu beginnen, denn noch lag das Grau des werdenden Tages über den Räumen vor dem Fenster meines Schlafzimmers, als ich unten schon das

geschäftige Treiben der Dienerschaft vernahm. Ich ging an das Fenster und schaute hinaus. Unten reinigten zwei Mahuts einen Elefanten; andere Knechte führten die Pferde auf und ab. Drei Pfauen stolzierten grell krächzend im Hofe umher, und einer der Söhne beaufsichtigte die Arbeit. Etwas abseits stand der alte Maharaj mit seinem Hausarzt, dem Divan, und Gnan. Der alte Herr war etwas sonderbar gegen die kühle Morgenluft geschützt. Er trug ein paar lange wollene Jägerunterhosen und sein Hüftentuch; darunter schwarze Socken mit Haltern befestigt; über seiner Brust einen roten wollenen Kaschmirschal und in der Hand einen derben Bambusstock. Als er mich erblickte, winkte er hinauf und rief: „He bhay aona!"

Eigentlich hätte ich mich lieber noch einmal auf die beiden Kissen gelegt, aber mit dem Schlaf wär es doch vorbei gewesen, und der Diener sagte mir, daß der Maharaj seinen täglichen Morgenspaziergang mache. Es war kurz nach vier Uhr, als ich mich unten zu ihm gesellte. Dann verließen wir den Palastgarten und spazierten hinüber, den schmalen Dschungelpfad entlang, auf einen Hügel zu, genannt Giridanga, wo er sich ein Rasthaus gebaut hatte.

Ebenso schön und feierlich wie ein Abend im Dschungel ist der Morgen. Langsam verschwindet das Grau, und aus den Weilern kommen vereinzelt die Menschen aus dem Dorfe und ziehen in die umliegenden

Felder. Es herrscht vielleicht eine noch größere Ruhe über der Welt als am Abend, denn die Dorfjungens, die über Nacht die Maisfelder vor wilden Tieren zu schützen haben, indem sie ununterbrochen entweder auf Metallplatten oder leere Büchsen schlagen, sind bei Tagesanbruch in die Dörfer zurückgekehrt, und die Tiere des Dschungels, die des Nachts ihn belebten, die Grillen, die mit tausendstimmigem Zirpen ihr Lied sangen, die krächzenden Papageien, die geschwätzigen Affen, selbst der König der Nacht, der seine dunklen Wege ging, — sie alle haben sich gegen den Morgen hin in ihre Wohnungen begeben, und Schweigen herrscht ringsum. Nur hie und da entsteigt aus dunkelgrünen Baumgruppen feinblauer Rauch und zeigt an, daß der Mensch sich zur Tagesarbeit rüstet.

Manchmal geht ein Schakal über das Feld seiner Höhle zu, um den Tag über auszuruhen, bis die Dunkelheit wieder kommt und ihn zur nächtlichen Versammlung mit seinen Kumpanen ruft.

Giridanga ist nur ein kleiner Hügel, aber die Dorfbewohner in der Umgebung nennen ihn Berg, denn von ihm aus erblickt man im Umkreis die im Grün der Mangobäume liegenden Weiler und Dörfer des kleinen Fürstentums. Der Weg hinauf ist steinig und von Geröll bedeckt. Der Boden birgt reichliche Kohlenschätze, die aber nicht ausgebeutet werden, weil die

Kosten der Beförderung nicht im Verhältnis stehen zu ihrem Wert. Heute, da ich dies schreibe, ist es anders geworden. Die Felder sind nun in den Augen der Aktionäre ein wertvolles Objekt geworden, und Fabrikrauch hat die reine Luft der Gegend verpestet.

Immer ging der alte Mann rüstig voran und machte sich lustig über die Müdigkeit des Städters, den er aus frühem Schlummer geweckt hatte. Ich bin sicher, daß auch sein kleiner dickbehäbiger Leibarzt lieber noch zu Hause bei seinem Ehegespons geblieben wäre, als einen Hügel zu erklettern, nur um endlich oben zu sein und herunterschauen zu können.

Es war schon heller indischer Sonnentag, als wir auf einem Umweg am kleinen Tempelchen, der zum Palast gehörte, und aus dem die Glocken zum Morgengebet erschallten, ankamen. Frauen und Mädchen, weiße Blüten in ihrem Haar oder in silbernen und messingnen Schalen tragend, kamen vom Dorfe her, um ihre Morgenopfer dem Ganescha darzubringen. Da war ein liebliches kleines Maidlein mit großen schwarzen Augen, an den zarten Ärmchen und Knöcheln leise klirrende Spangen, das um die schweigsam dahingehende Mutter herumlief wie ein junges Reh und eifrig auf sie loszwitscherte. Seine Stimme klang lieb und hell wie der Schall eines Silberglöckleins am Weihnachtsbaum. Das Gesichtlein war beinahe blaß, und die Haare waren in Zöpfen

geflochten. Ein roter Sari reichte ihm bis zu den zierlichen Füßen. In einem kleinen silbernen Teller trug es weiße Jasminblüten. Als es den Maharaj kommen sah, ging es schüchtern auf ihn zu und reichte ihm die gefüllte Schale dar. Er nahm eine von den Blüten und steckte sie mit einem Segensspruch dem Mädchen in das schwarzglänzende Haar. Mutter und Kind traten zurück, um ihn zuerst in das Heiligtum eintreten zu lassen. Im Innern desselben befand sich ein marmorner Teich, zu dessen Wasser vier weiße Stufen hinunterführten. Am Eingang empfing ihn der Pandit, der gleiche, der am Abend vorher meinen Eintritt ins Haus gesegnet hatte und reichte ihm die Opfer, die er der Gottheit darbringen sollte, weiße Blüten und Ghi in einem goldenen Gefäß. Mit ihm begaben wir uns an das Wasser zur Reinigung, ohne die man vor den Altar des Gottes nicht treten darf. Die Reinigung besteht darin, daß der Beter wenigstens bis zu den Lenden im Wasser steht und, mit beiden Händen schöpfend, es über das Haupt gießt, Augen, Ohren und Mund sowie Nase damit unter vorgeschriebenen Gebeten benetzt, während er die heilige Schnur, die von der linken Schulter nach seiner rechten Lende hinunterhängt, um den Hals legt. Dann darf er an den Altar herantreten und seine Opfergabe darbringen. Es ist eine heilige Feier, deren Ernst ich stets gefühlt habe, und die mir immer

mehr zur Klarheit brachte, daß der alte Swami Recht hatte, als er mir sagte, mein Ich sei Hindu. Durch alle Leiden und Enttäuschungen hindurch hat mich diese ganz mich durchdringende Überzeugung allein aufrecht erhalten. Nur so kann ich mir auch die merkwürdige Selbstverständlichkeit erklären, mit der ich mich vom ersten Tage an, fast ohne Belehrung in die intimsten Sitten und Gebräuche des Hinduismus eingelebt habe.

Ich hoffe, daß es nicht ein Akt der Unkeuschheit ist, wie ich jene Morgenandacht schildere. Solche Schilderungen sind mir von Herzen zuwider. Ich würde mit demselben Widerwillen die erste Kommunion eines Katholiken oder die Passahfeier eines Juden in ihren äußerlichen Vorgängen beschreiben, denn was unser Auge sieht und das Ohr vernimmt, ist das Äußere, Symbolische, der schwache Versuch des Ausdrucks für das, was in der Seele vorgeht, von unserem tiefinnersten Suchen und Ahnen, das sich in Worten nicht wiedergeben läßt.

Es war ein unvergeßlicher Eindruck, als der alte Maharaj nach dem vom Tempelpriester dargebrachten Lichtopfer als Oberhaupt seiner Familie sich vor den Altar des Schutzgottes seines Hauses auf die marmornen Fliesen warf und den Segen der Gottheit nicht nur auf sich, sondern auf die Seinen herabrief, sich dann erhob, mit den Lippen die Füße des Bildes berührte und dieses mit den Blüten aus der Opferschale

bekränzte. — — — „Hari bol, Hari bol! — —" Herr erhöre! — Herr sei uns gnädig! — — — Während dem Akt läuteten die Tempelglocken, auf daß das Dorf es wisse: der Vater, der Maharaj, betet für seine Familie und sein Volk und fordert sie auf, mit ihm die Gottheit anzuflehen um Segen für den kommenden Tag. Noch blies der Tempeldiener in das heilige Muschelhorn[1]), als wir die Tempelhallen verließen und den Weg zum Palaste einschlugen.

Dort war schon geschäftiges Treiben. Der Hukahträger, der Barbier, der Divan, die Beamten des Palastes und ein Troß von Dienern standen auf der Terrasse bereit, den Maharaj zu empfangen, ihm den Morgengruß zu bieten und von ihm die Befehle für den Tag entgegenzunehmen. Der indische orthodoxe Fürst geht aber nicht an seine Tagesgeschäfte, bevor er sein Bad genommen und die Hausandacht verrichtet hat. Für mich wie für ihn stand ein langer Ruhesessel bereit, und bald darauf wurden wir „behandelt", das heißt, einer reinigte mit watteumwickelten silbernen Stäbchen die Ohren, sogar die Nase wurde der Reinigung unterzogen; Zehen- und Fingernägel wurden sorgfältig in Kur genommen. Dann kam ein anderer Diener und rieb uns ein mit Kokosnußöl,

[1]) Muschelhorn = concha sacra dar nur zu gottesdienstlichen Handlungen verwendet werden; wird auch im alten Testament erwähnt.

gemischt mit einer wohlriechenden Substanz, die ich noch nicht habe feststellen können. Die Prozedur dauerte vielleicht eine Stunde. Unterdessen sog man aus der Hukah und unterhielt sich über dies und jenes; belanglose Gespräche, ganz so wie sie beim Barbier üblich sind. Dann kam der Diener und führte jeden in ein Badezimmer. Zuerst eine Abwaschung mit warmem Wasser, dann mit kaltem. Das Einseifen und Abtrocknen wird selbstverständlich von den Dienern besorgt. Eine Hauptrolle spielt dabei das Massieren und Kneten der Arme und Beine. Währenddem ich draußen nach dem Bade im Garten herumspazierte, wobei mich seine Enkel und Urenkel begleiteten, verrichtete der Maharaj in der Hauskapelle seine eigentliche Morgenandacht. Es ist ein etwas komplizierter Ritus und dem Europäer nicht leicht verständlich.

Den Tag über Gespräche, ein großes Festessen, Spazierritte, ein Besuch im Dorf, Rundgang durch die Felder, Besichtigung des Gerichtsgebäudes, kurz alle jene Alltagsbegebenheiten, die an einem orthodoxen indischen Fürstenhofe üblich sind —, und dann der Abend mit den für den Gast bestellten Festlichkeiten.

Gegen sechs Uhr war die Empfangshalle gefüllt mit Gästen und Freunden. In der Mitte lag ein Teppich für die Musikanten. Wasser-

pfeifen waren hier und dort verteilt, und an den Wänden brannten in den Nischen die farbigen Öllampen. Wir saßen auf der Tribüne, die für die Familie bestimmt war. Ein etwa acht Meter langes Kissen lag darauf, und runde Polster waren reichlich verteilt. Etwas Bequemeres und Gemütlicheres kann man sich gar nicht denken. Der Teppich vor der Tribüne war so gelegt, daß vor uns keine Menschen sitzen konnten, und darauf lagen größere und kleinere Tam-tams. Diener eilten geschäftig hin und her und boten den Anwesenden Pan. Hinter der Tribüne hing ein aus farbigen Glasperlen gestickter Vorhang, der die Damen des Hauses verbarg, und man konnte wohl ab und zu ihre Stimme vernehmen, doch das Auge vermochte nicht die Wand zu durchdringen. Endlich nahte die Musikkapelle, berühmte Künstler aus Bengalen, und ich hörte an jenem Abend wieder wahrhaft künstlerische indische Musik. Ich gebe zu, daß der Europäer zum erstenmal kein Verständnis dafür haben kann, aber ich habe sie vom ersten Tage meiner Ankunft in Indien geliebt. Die indische Musik, so wie man sie in den echten indischen Theatern und in den alten Familien hört, hat nichts zu tun mit dem furchtbaren Gekrächze, das durch die europäische Musik beeinflußt worden ist. Zum ersten Male hörte ich indische Musik in einem Theater, das den Europäern vollständig unbekannt war, und in das

zwei eingeborene Freunde mich als Eingeborenen einführten. Die Musikinstrumente waren die gleichen, wie sie zur Zeit der altindischen Königreiche gebraucht wurden, und die Lieder waren die gleichen, die die indischen Sänger beinahe vor Jahrtausenden vor ihren Königen gesungen hatten. Eigentümliche Melodien, tiefergreifend und eigenartig schön. Wer sie gehört, der versteht auch das indische Volkslied, das der Ochsentreiber vor sich hinträllert, wenn er des Abends dem heimatlichen Dorf zufährt, oder das die Frauen singen, wenn sie das Mehl mahlen für das tägliche Brot, oder welches am Abend unter dem sternbesäten Himmel die Männer zum Tam-tam singen auf dem Dorfplatze unter dem Pipulbaume. Fast immer sind es die gleichen Lieder, ihr Inhalt ist meistens die Liebesgeschichte von Radha und Vanamal, und doch muten sie einen immer wieder an wie etwas Neues, noch nie Gehörtes.

Die Truppe an jenem Abend bestand aus sechs Mann, einem Geigenspieler, einem, der auf einer Art Banjara spielte, ein dritter, der mit dem Tam-tam zu den Melodien den Takt schlug, eine Githara, eine Oboe und ein Sänger. Ich bewunderte die Fertigkeit, mit welcher Spieler und Sänger sich auf den stetig wechselnden Takt, den der Tam-tam-Schläger anstimmte, einstellten. Der Geigenspieler, ein Mann mit langem schwarzen Barte, hoher Stirn und

langen Locken, entwickelte auf seinem Instrument eine solche Virtuosität und spielte manchmal derart wunderbar auf einer Saite, daß er den Neid eines erstklassigen Künstlers im Abendland erregt hätte. Als Finale stimmte die Truppe die bei den Engländern damals verpönte, aber in ganz Bengalen und fast in ganz Indien beliebte indische Nationalhymne, das „Bande Mataram“ [1]) an. Wenn der Geiger oder der Banjaraspieler hier und da eine besonders schöne Stelle brachte, brachen die Zuhörer in ein bewunderndes „Bah“ — — „bah“ aus. „Bah, bah“ ist der Ausdruck des höchsten Entzückens und des Beifalls für den Inder, gleichbedeutend mit unserem „Bravo“ oder dem französischen „Encore“.

Die Unterhaltung erstreckte sich bis in die fünfte Morgenstunde. Gnan saß immer an meiner Seite, und oft verriet eine leise Berührung mit der Schulter oder ein Händedruck die Dankbarkeit und Liebe, die er für mich hegte. Es dauerte nicht lange, so fühlte ich mich als Glied der Familie, und selbst der liebe alte Urgroßvater schlug mir hier und da mit seinem Bambusfächer wohlwollend auf das Haupt und nannte mich „Badscha“, kleiner Junge. Ich hatte überhaupt eine an die äußerste Verehrung grenzende Ehrfurcht für den alten Mann und konnte mich nicht

[1]) Bande Mataram = „Ich diene dir“ oder „Heil dir“ Mutter(land).

von ihm trennen, denn was er auch nur im leichtesten Unterhaltungstone sprach, hatte etwas Würdevolles und Anziehendes. Ich werde in meinem Leben nie wieder eine solche Persönlichkeit finden, die Liebe, Ehrfurcht, Autorität und heitere Lebensfreude so in sich vereint, wie der alte Maharaj von H.

Im Laufe des Abends folgte ich dem Beispiel seines jüngsten Urenkels, kauerte mich neben ihn hin und legte den Kopf in seinen Schoß. Es schien ihm wohl zu gefallen, denn er beauftragte den Fächerträger, auch mich zu befächern. So schlief ich ein im Schoße des Maharaj und wachte erst auf, als die Halle sich entleert hatte. Um mich herum standen die Mitglieder der Familie, sogar die Kleinen, und ergötzten sich an meiner Verlegenheit. Gnan aber nahm mich mitleidig in seinen Schutz, und eine halbe Stunde später saßen wir beide in der Hauda[1]) und ritten in den Dschungel hinaus. Es ist kein angenehmer Ritt auf dem Elefanten, so interessant es sich auch ansehen mag. Auf der Seefahrt nach Singapore, es war um die Zeit des Monsuns, überraschte uns einst der Taifun. Selbst Matrosen wurden krank, der einzige, dem das Toben der Elemente beinahe Spaß machte, war ich. — Auf dem Rücken unseres Tieres aber fühlte ich mich langsam krank werden. Es braucht lange Gewohnheit, um den Reiz eines Elefantenrittes völlig genießen zu

[1]) Hauda = Tragkorb auf dem Rücken des Elefanten.

können. Befreit atmete ich auf, als wir um die Mittagsstunde wieder im Palaste ankamen und ich den Nachmittag auf meinem Zimmer zubringen durfte. Gnan leistete mir Gesellschaft bis es Zeit war zum Nachtessen.

Jeder Hindu badet vor dem Essen, auch der ärmste, denn das Essen wird nicht nur als eine rein animalische Notwendigkeit betrachtet, um die Maschine mit neuem Stoff für das Tagewerk zu versehen, sondern es ist ein feierlicher Akt, der die Angehörigen des Hauses vereinigt.

Zur Mahlzeit werden nach dem Bade frische Kleider angezogen. Die Pantoffeln läßt man vor der Türe zum Speisesaale stehen, und ein Diener begießt noch einmal die Hände des Eintretenden. Das Zimmer selbst wird nicht nur von der Sudradienerin am Morgen gewaschen, sondern einige Minuten bevor die Mahlzeit serviert wird, und währenddem kein Mensch den Raum betreten darf, besprengt der Koch, ein Brahmine, noch einmal den Boden. Nun ist er wirklich „rein", so daß auch die Mitglieder der höchsten Kaste ihn betreten können. Der Koch gehört in Indien der Brahminen-Kaste an, und zwar aus folgendem Grunde: Angenommen ich wäre Nicht-Brahmine und hätte Gäste bei mir, die höherer Kaste wären als ich, so wäre es jenen nicht möglich, meine Einladung zum Essen anzunehmen, andrerseits könnte aber

auch ich nicht der Gast eines Mannes unter mir sein. Gerade beim Essen äußert die Strenge des Manushastra[1]) sich am deutlichsten. Es muß deshalb das Essen von jemand gekocht und gereicht werden, der über allen Kasten steht, und durch den jeder Gegenstand geheiligt wird, und das ist der Brahmine. Aus diesem Grunde hat er im Laufe der Zeiten das Offizium nicht nur des Priesters, sondern auch des Koches in den Hindufamilien übernommen. Daß Europäer keinen Brahminenkoch haben können, liegt auf der Hand, und ich glaube, daß ich als sehr seltenes Beispiel der Ausnahme dastehe. Dafür habe ich aber auch alle Gesetze des orthodoxen Hinduismus beobachtet, ohne es als kulturelles Opfer zu empfinden.

Ich habe des öfteren mit alten Hindu über das Wort Kiplings „East is East and West is West, and never the twain shall meet" gesprochen, und immer wieder hörte ich die eine Klage: Der heutige englische Beamte kommt hierher mit dem festen Entschluß, sobald wie möglich dem Lande, dessen Einwohner er verachtet und deren Sitten und Bräuche er überlegen belächelt, den Rücken zu kehren. Der

[1]) Manushastra = Gesetzbuch des Manu. Jene Hindu, die heute einer Milderung der Kastengegensätze zustreben und die Witwenwiederverheiratung befürworten, stützen sich in ihrer Propaganda auf das Argument, daß die Shastra keinen Teil der Kanonischen Veden bilden.

frühere ostindische Beamte war vielleicht kein so guter Administrator; er besaß aber eines, das ihn dem Inder näherbrachte — und das war die Gabe, in sein Leben sich einzuleben. Alte Leute sprechen noch von englischen Beamten, die wie Eingeborene ihre Hukah rauchten und zu Hause die Tracht ihres Adoptivlandes trugen. Der Engländer von heute rühmt sich, durch Aufrechterhaltung der Ordnung, durch Gründung von Hospitälern (und immer noch laufen die Aussätzigen frei in den Straßen herum), durch Eisenbahnen usw. den Inder glücklich gemacht zu haben. Die Liebe des Volkes zu erringen, ist ihm noch nicht gelungen. Er will sie nicht. Die Kluft, die ihn von der Seele des Inders scheidet, hat sich zu einer unüberbrückbaren gestaltet und wird ihn letzten Endes vollständig von ihm trennen. Was Kipling den Inder nennt, ist der, den er kennengelernt hat, der Diener, der Eurasier und der Soldat.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man denke ja nicht, daß die vegetarische Küche des indischen Brahminen etwas Ärmliches und Frugales darstellt. Wohl ist es wahr, daß mehr als die Hälfte der Bevölkerung Indiens in einem chronischen Hungerzustand dahinsiecht. Zwei aus grobem Maismehl in der Asche gebackene Brotkuchen bilden ihre Hauptnahrung, und den Reis sehen sie nur an großen Festen, aber ich spreche hier nicht von diesen noch

den neuen Reichen. Die Mahlzeit im Hause Gnans war eine der größten, an der ich je teilgenommen habe. Vor uns standen vielleicht sechzig Gerichte, alle aus Gemüse hergestellt, und jedes, wie es sich für eine reiche indische Familie geziemt, in silberner Schale. Der Reis wurde vom Brahminenkoch mit der Hand auf den großen runden Silberteller geschöpft. Dann machte man in die Mitte des Berges ein rundes Loch, und diesen Krater füllte man mit curry an. Der Reis wurde mehrere Male nachserviert, und damit auch die Quantität gedehnt werden konnte, stand neben der Platte eines jeden von uns ein kleines Gefäß mit warmer Butter, die ab und zu mit dem Reis vermengt wurde, um ihn schlüpfrig zu machen. Ich bin bei Festmählern gewesen, wo die im Durchmesser einen halben Meter große runde Platte drei- und viermal wieder hochaufgefüllt wurde. Ich habe auch Schüler gehabt, die in der Voraussicht der kommenden ventrischen Anstrengungen tatsächlich drei und vier Tage sich regelrechtem Fasten unterzogen, um den Anforderungen des großen Festes gewachsen zu sein. Nachher mußten sie allerdings wieder vier und fünf Tage als Folge des Überessens dem Kolleg fernbleiben. Das schmackhafteste Gericht, das nur der Bengali richtig zubereiten kann, besteht aus Dhal, einer Art Linsen, die auf wenigstens fünferlei Art gekocht werden, ohne daß der Esser es gewahr wird. Der Bengalikoch

gibt bei einem dieser Gerichte den Geschmack des Fleisches so täuschend wieder, daß man tatsächlich glaubt, solches vor sich zu haben. Um die Illusion zu erhöhen, legt er in die Linsenkugeln noch einen Kieselstein. Dieser kleine Kieselstein wird wie ein Knochen im Munde hin und her gerollt und dann, als hätte man einen richtigen Knochen ausgesogen, zur Seite gelegt. Es war meine erste Einladung zu einem indischen Essen, als ich mit diesem Gericht bekannt wurde. Ich biß so kräftig hinein, daß ich heulend aufsprang, zur Belustigung meines Gastgebers. Aus Rache argumentierte ich damals mit ihm, daß er doch einmal den Geschmack des Fleisches gehabt haben müsse, sonst wäre ihm nicht so daran gelegen, denselben künstlich hervorbringen zu können. Am Schlusse der Gerichte wird ein Topf Malai oder dicke Milch gereicht. Es gibt gewisse Kasten, die Fleisch essen dürfen, hingegen darf keine Milch bei derselben Mahlzeit verabreicht werden, vielleicht dem alten biblischen Grundsatz oder Gesetz gemäß: „Du sollst das Böcklein nicht in der Milch seiner Mutter kochen.“ Der Genuß von Milch und Fleisch oder auch Fisch und Milch bei einer Mahlzeit führen dem indischen Volksmund nach Aussatz herbei. Gezuckerte Früchte aller Art und der Saft der herrlich duftenden Mango bilden das Ende der Mahlzeit. Die Essenden sitzen sich nie gegenüber, sondern neben-

einander in einer Reihe, nur wenn ein Mensch niederer Kaste oder ein Europäer, den man zum Essen einladet, gegenwärtig ist, sitzt er dem Gastgeber gegenüber. Im einfachen Haushalt setzt sich die Gattin vor den Mann und bedient ihn. Nur die rechte Hand darf während des Essens benutzt werden. Ich habe es so weit gebracht, daß ich Milch und jede andere Flüssigkeit mit der rechten Hand wie mit einem Löffel zu mir nehmen kann. Die Linke ruht während der Mahlzeit auf dem linken Schenkel und darf das Gesicht nicht berühren. Das Zeichen des Erhebens gibt der Gastgeber oder der Älteste der Gesellschaft, und als Beweis des Sattseins und der Anerkennung gibt der Gast, so fremd und unästhetisch es dem Europäer auch klingen mag, ein herzliches crepitus ventris von sich, das man bei uns mit „Aufstoßen" bezeichnet. Der Gastgeber antwortet darauf mit einem „Shiva pranam — — Gott segne es". Beim Verlassen des Speisezimmers steht am Eingang wieder der Diener mit dem Wasserkrug und einem Handtuch. Mund und Hände werden von den Resten der Mahlzeit gesäubert. Von da geht es in die äußere Veranda oder ins Badezimmer, wo mit Seife und Wasser die regelrechte Reinigung von Mund und Händen nochmals vollzogen wird. Diener aus der Çudrakaste tragen die Speisereste und das Eßgeschirr weg und reinigen das letztere mit

Sand und Wasser. Vor der nächsten Benutzung muß es vom Brahminen nochmals formell gereinigt werden. Nach dem Essen begaben wir uns in das sogenannte „Baidkana" oder Ruhezimmer, wo die Hukahs und der Pan schon bereit standen. Viel gesprochen wurde nicht mehr, jeder gab sich für ein Stündchen der wohlverdienten Ruhe hin und nichts war zu hören, als das friedliche „gluck gluck" der Wasserpfeifen.

Gegen die elfte Nachtstunde begann die mir gewidmete Feier. Garten und Halle waren von indischen Armleuchtern hell erleuchtet; nur eine einzige ekelhafte Petroleumlampe der Firma Dittmar hing am Eingang zur Halle von der Decke hernieder. Der Platz für die Schauspieler wurde vergrößert, sodaß er ungefähr vierzig Personen Raum bieten konnte. Die Männer waren in ihre besten Kleider gehüllt. Jeder trug seinen schönsten Dhoti und einen Tschadder[1]), der sicher Generationen lang das Eigentum der Familie war. Blau, Rot und Gelb herrschten vor. Der Geruch von Rosenöl vermischte sich mit dem der Lampen, Wasserpfeifen und der Blumen im Garten, Die Tschadder oder Umschlagtücher sind meistens aus feiner Wolle gewoben, und der Bengali bindet sie mit Vorliebe wie einen Gürtel um seine Lende, was ihm ein etwas martialisches Aussehen gibt. Diese

[1]) Tschadder = ein togaähnlicher Überwurf.

Sitte mag aus der Zeit herstammen, da der Bengali noch ein Krieger war und Dolch und Messer in seinen Gürtel steckte. Auch heute noch ist es Sitte, daß auf der indischen Bühne der Held, in der Rolle des jungen begeisterten Kämpfers, seinen Schal um den Leib windet, während der Darsteller der Würde, Weisheit und des Alters ihn würdevoll nach der Art der römischen Toga über die Schultern trägt. Es gibt keine malerischere Kleidung als die des Bengalis; den bis zu den Knöcheln heranreichenden und sich wie der Fächer einer Phönix ausbreitenden Dhoti, der oft mit einem Goldrand versehen und bei Reichen immer aus feinstem Dacca-Muslin verfertigt ist, die schöne weiße breitärmlige Tunica, der malerisch ungezwungen von rechts nach links um die Schultern geworfene Schal, dazu noch sein feingeschnittenes Gesicht mit den stolzblickenden Augen, seine schwarzglänzenden lockigen Haare, machen auf den Europäer unwillkürlich einen überwältigenden Eindruck. Und die Bengalis sind eine schöne Menschenrasse, denen sich nur die Tyars an der perlenbekränzten Malabarküste im Westen zur Seite stellen können.

Schweigen legte sich für einen Augenblick über die Versammlung, denn herein traten die Tänzerinnen. Devadasi „Gottgeweihte" nennt man sie in Indien, denn sie sind in frühester Jugend dem Gotte Siwa und seinem Tempel geweiht worden. Goldene Spangen

klirren an ihren Füßen; selbst die Zehen sind beinahe bis zur Spitze mit Goldringen besetzt, die beim Gehen wie zu einem Tanze in rhythmischem Takte klingen. Die Röcke sind weit und faltig wie Krinolinen, und das Mieder reicht bis an den Hals. Es ist auch wieder eine eigentümliche, vielleicht auch natürliche Anschauung des indischen Volkes, daß das verhüllte Weib in die Kaste der Prostituierten gehört. Dies Wort wird aber im indischen Volksmund nicht gebraucht; man nennt sie Devadasi — „Gottgegebene", weil der Geschlechtsdienst etwas Göttliches ist. In Malabar ist es sogar Sitte, daß die ehrbare Frau bei ihrem Erscheinen vor einem höheren Herrn das Brusttuch von sich zieht und die Brust während des Gesprächs unbedeckt läßt. Als die Devadasi hereinkamen, eine hinter der anderen, jede mit Asokablumen im glänzend gesalbten Haar, verneigten sie sich zuerst vor dem Oberhaupt des Hauses. Dann gingen sie auf den ihnen zugewiesenen Platz zu und verharrten dort eine Weile stillschweigend in kauernder Stellung. Die Spieler spielten indessen eines der Liebeslieder Krischnas[1]). Dann erhob sich die eine, die Führerin der Gruppe, die aus etwa vierzig Mädchen bestand, eine schöner als die andere, und tanzte zur Begleitung der Musik und dem Gesang ihrer Gefährtinnen auf

[1]) Krischna = der in der Mythologie erwähnte und sich in ganz Indien der größten Verehrung erfreuende Götterheld.

einem Kreis, der sicher nicht größer war als der eines Suppentellers. Der Tanz bestand mehr in der rhythmischen Bewegung ihrer Glieder als in einem Tanz nach unserer Auffassung. In gewissen Zwischenpausen begleitete sie ihren Tanz mit einem Liede, dessen Refrain ihre Gefährtinnen mitsangen. Bei besonders schönen Bewegungen stießen die Zuschauer wieder ihr entzücktes „Bah bah" aus. Von den vielen Anwesenden wurde während des Spielens und während des Tanzes nicht ein Wort gesprochen, nur die Hukah-Diener gingen hin und her und füllten die Pfeifen oder entzündeten die erloschenen Feuer in ihnen aufs neue. Dann tanzten zwei auf einmal, dann mehrere, zuletzt die ganze Gruppe, aber in einer solch rhythmischen Harmonie, als hätte man nur eine einzige Person vor sich. Das Hauptspiel bestand in der Bewegung des Leibes, der Augen und der Hände.

Wie gebannt folgte ich dem wunderbaren Ausdruck eines jungen Mädchens, das aus dem Kaschmirtale zu stammen schien. Schönere Formen und herrlichere Augen, die so tief in das Innerste der Seele hineinblicken konnten, hatte ich noch nie gesehen. Alles war für mich verschwunden, mein Auge haftete nur noch an ihr, und ich bildete mir wohl ein, daß auch sie mich mit einem warmen Blick betrachtete. Mir war, als müßte ich aufspringen, zu ihr hinstürzen und das

wunderbare Wesen in meinen Armen davontragen — weit weg.

Auf einmal schreckte ich auf, wie aus einem Traum in die Welt zurückversetzt. Der Vater Gnans hatte seine Hand auf meinen Arm gelegt und frug mich, wie mir der ganze Abend, besonders aber der Tanz gefalle. Begeistert fing ich an zu erzählen. Der Duft der Wohlgerüche, das magische Licht, das von den alten Lampen ausströmte, überhaupt der Reichtum an Farben und Bildern, die ganze Gewalt der sinnlichen Eindrücke eines indischen Abends mag meinen Worten phantastische Kraft verliehen haben, und so vergaß ich mich und konzentrierte meine ganze Ekstase auf das Mädchen, das ich den Abend über bewundert hatte. Der Maharaj lächelte, strich mir über den Kopf und sagte nichts.

Auch die Freude macht müde, und beim schönsten Vergnügen kommt der Schlaf langsam über den Menschen geschlichen. Um vier Uhr, der graue Tag kroch schon zu den Fenstern hinein und machte die Lichter trübselig, fand das Fest durch das Erheben des alten Maharadschas seinen Abbruch.

Die Devadasi gingen hinaus, die Gäste nahmen Abschied. Kühle Winde strichen durch die geöffneten Fenster hinein; die Diener löschten die Lampen, und die welk gewordenen Mangoblätter, die von Wand zu Wand als Girlanden gesteckt waren, zitterten

leiſe im wehenden Winde, als Gnan mich, halbtrunken von dem Eindruck der Nacht, mit einigen Dienern nach meinen Gemächern begleitete. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

An jeder Türe ſtand ein mit alten Waffen ausgeſtatteter Diener. Dann wurde ich noch einmal in das Badezimmer geführt, denn kein Hindu, ſelbſt in vorgerückteſter Morgenſtunde, geht ohne Bad zur Ruhe, und von da in den Schlafraum. Ein Eunuche ſtand merkwürdigerweiſe davor, wie es ſonſt nur bei Zenanas[1]) üblich iſt. Gnan verließ mich, der Eunuche öffnete die Tür mit einer tiefen Verbeugung, und ich trat ein. Mein Bett oder Diwan lag ungefähr in der Mitte des Zimmers. Rechts und links zu Häupten ſtanden kandelaberartige Lichtſtänder, und auf meinem Bett lag zu meinem Erſtaunen das Mädchen, das meine Sinne ſo erfüllt hatte. Sie lag und ſprach kein Wort. Mit ihren herrlichen Augen aber fragte ſie und deutete zugleich mir den Zweck ihres Hierſeins.

„Was tuſt du hier? Was willſt du? Wer hat dich hergeſchickt?“

Da antwortete ſie in ihrer Mutterſprache, die ſo hell und rein klang, wie das Lied der Bulbul oder der Nachtigall, „des Vogels mit den tauſend Liedern“, „Maharadſcha ka ſalaam“ — — „Ich bin der Gruß Maharadſchas!“

[1]) Zenana = Frauengemächer.

Da kämpfte in mir das brennende Begehren, das herrlichste Geschöpf, das aus Gottes Hand hervorgegangen, an mich zu reißen, aber mir ekelte es in der Seele, eine edle Blüte zu beflecken, wenn sie auch dazu bestimmt war, einmal auf Befehl in den Armen eines anderen zu liegen, in Empfang zu nehmen, nur weil der Wille eines Fürsten sie als Geschenk dem Fremden in die Arme geworfen hatte, vielleicht ohne zu fragen nach ihrem Willen.

Draußen war es heller Tag, als sie das Gemach verließ. Das Geschenk, das ich ihr reichen wollte, ließ sie achtlos auf den Teppich vor der Tür fallen, und als sie weg war und ich allein, da warf ich mich auf die Knie und murmelte reuevoll in mich hinein:

„Maharadscha ka salaam — — —!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Monate nachher reiste ich durch die Gegend und nahm die Gastfreundschaft meines fürstlichen Freundes für eine Nacht in Anspruch. Noch war der gleiche Diener da, der mir in der ersten Nacht meiner Ankunft die Zeit verplauderte.

Am anderen Morgen ging ich wie zerschlagen von Schicksalshand aus der Gegend hinweg, denn der Diener hatte mir erzählt, daß Gulabi, „der Gruß des Maharadscha", das schönste, daß die Götter mir einmal in freigebiger Laune in die offene Hand gegeben,

am nächsten Tage zu ihrem Herrn gegangen sei und gebeichtet, daß sie verschmäht worden und daß der Maharadscha aus Scham, daß ein Geschenk von ihm zurückgewiesen worden sei, sie aus dem Palaste gestoßen habe.

Was aus ihr geworden sein mag! Ob sie den Weg aller Devadasi gegangen — erst der Tempel, dann fahrende Sängerin, dann Dirne in einem indischen Bordell; schlimmer noch im Freudenhaus irgend einer englischen Garnison, das Opfer besoffener Soldaten. Arme Gulabi!

Das ist das Leben in Indien, vielleicht auch sonst in der Welt. Blühendes Leben, Blumenpracht und jubelndes Entzücken gehen Hand in Hand mit Entsagung, stillem Leiden und Todeszucken. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Bruder Antonius

Ein heißer, müder Tag lag hinter uns. Die Ochsen senkten ihre Köpfe zur Erde; den ganzen Tag hatten sie den Wagen über die holprigen Wege des Dschungels gezogen und noch keine Wasserquelle erreicht. Auch Krischna, der Treiber, lehnte matt und angestrengt sein Haupt vornüber. Er war sonst immer heiter und lustig, aber an jenem Abend, als die Sonne wie eine blutig rote Scheibe hinter dem Dschungelrande untergetaucht war, die Erde noch einmal mit ihrer Glut übergießend, und immer noch kein Fluß und kein Dorf sich zeigte, da ward auch er mutlos. Dreimal schon hatten wir einen Weg eingeschlagen, der sich im Endlosen verlor, und wir gaben die Hoffnung auf, ein schützendes Obdach für die Nacht zu finden. Die Dunkelheit vermehrte sich, unser Nahrungsvorrat war aufgebraucht. Ratlos hielten wir inmitten der großen, schweigenden Wildnis, wo zwei Wege sich trafen, und wollten noch ein letztesmal beraten, ob wir die Nacht an jener Stelle zubringen oder aufs Geratewohl dem vor uns liegenden Weg folgen sollten. Und wie ich mich gerade anschickte, die Ochsen vom Gefährt zu spannen, und Krischna sich daran machte,

in der Nähe dürres Holz für das Lagerfeuer zu suchen, erklang eine Glocke hell und klar aus einer Gruppe von Bäumen heraus, die nicht weit vor uns lag. Kein Haus, keine Hütte war zu sehen. Hinknien hätte ich können vor Freude und Dankbarkeit. Eine Aveglocke mitten im indischen Dschungel! Wie Freundesstimme aus der Heimat kam sie mir vor. Lachend und scherzend und doch mit heiliger Andacht erfüllt spannten wir die Tiere wieder vor. Selbst diese schienen von neuem Mut beseelt zu sein, denn munter, ohne daß es des Treibens bedurfte, trabten sie in der Richtung, aus welcher der Schall gekommen.

Schwarze Dunkelheit hatte sich über den Dschungel gelagert; am Himmel schien nicht ein Stern, denn es war kurz vor der Regenzeit, aber durch die Bäume blinkten schon die kleinen Lichter, wie die Eingeborenen sie nachts in den Veranden ihrer Hütten aufstellen. Nie haben mich als Kind die funkelnden Lichter am Weihnachtsbaume so erfreut wie damals die trüben Öllämpchen vor den Hütten des Dorfes Sirpur. Diener und Wagen ließ ich am Eingang des Dorfes stehen und ging auf das größte Haus zu. Darüber erhob sich ein kleiner Turm, schlicht und einfach aus Pfählen gebaut und mit einem Grasdach versehen. Oben hing die Glocke, deren Klang wir vernommen. Im Innern des Kirchleins kauerten auf der Erde die Männer, Frauen und Kinder des Dorfes. Im Vordergrund

ein rohgefügter Altar, darauf eine weiße Decke, ein schlichtes Marienbild, wie man es an den Wänden armer Bauernhäuser in katholischen Ländern findet, darüber ein Kreuz aus Bambus. Zu beiden Seiten des Bildes brannten Kerzen, und vor dem Altar kniete ein Mann im weißen Gewande des Missionars. Mir war, als sei ich in irgendeinem Bergkirchlein in der nordischen Heimat. Was ich seit Jahren nicht mehr getan, geschah an jenem Abend — ich kniete nieder und betete mit den Eingeborenen den Gruß des Engels und ward nicht gewahr, daß die Sprache nicht die der Heimat war — Salam ai Mariam, khuda tere pas hai. — — —

Die Andacht war vorüber. Das Kirchlein leerte sich und als Letzter näherte sich der Missionar dem Eingange, wo ich stand. Wer beschreibt unser gegenseitiges Erstaunen und dann die Freude, als wir uns als gut schwäbische Landsleute erkannten. Er hieß Bruder Antonius. Seit fünfunddreißig Jahren hatte er die schwäbische Heimat nicht mehr gesehen und sich so in das fremde Land und seine Sprache hineingelebt, daß jedes dritte Wort, das von seinen Lippen kam, ein indisches war. Sein Stolz darauf, daß er von seiner schwäbischen Mundart noch nichts vergessen hatte, war rührend. Selbstverständlich war ich sein Gast, so lange es mir bei ihm gefallen würde. Einige Dorfleute holten meinen Wagen herein; die Ochsen wurden

in dem mit starken Pfählen geschützten Kraal untergebracht, und etwas abseits von uns beiden, in der sogenannten Respektsdistanz, setzte Krischna sich unter die paar Dörfler, die anscheinend jeden Abend noch zu einem Plauderstündchen zum Padre gingen. Ein mächtiger dürrer Baumstumpf brannte vor dem Hause, das größer war als eine der Eingeborenenhütten. Es war aus knorrigen Stämmen gefügt, die Wände aus rot bestrichenem Lehm gebaut, und das Dach, das etwa drei Meter einen Vorplatz beschützte, bestand aus langem Dschungelgras. Eine gutgeflochtene und dichte Schicht von Dschungelgras bietet besseren Schutz gegen die Hitze der Sonne und den schweren Regen des Monsun als ein Ziegeldach.

Es plaudert sich wundersam beim Knistern des Lagerfeuers. Man wird mitteilsam, und eine heimelige Stimmung kommt über jeden, der darum sitzt. Ab und zu streckt man mit Wohlbehagen die offenen Handflächen gegen das Feuer und freut sich wie ein Kind, wenn aus den Ritzen die Flämmchen hervorschießen; und für eine Weile schweigt alles und hört dem Singen des brennenden Harzes zu. Die Gespräche werden ernst und wenden sich über den Alltag hinaus den Dingen zu, die im Innersten jedes Menschen schlummern. Zum indischen Lagerfeuer gehört unbedingt die Hukah, aber nicht jene, die der Hindu in seinem Hause raucht, das prunkende Stück aus Silber,

sondern das kleine rot-irdene Pfeifchen mit seinem nassen Lappen, das man in die hohlgeformte Hand nimmt und nach einigen Zügen an den Nächsten weitergibt.

An jenem Abend empfand ich wieder einmal, wie einfach doch das Problem des Ostens und Westens sich löst; ein bißchen Liebe und Zutraulichkeit, und beide Welten finden sich. Antonius mit seinem schwarzen Barte stach äußerlich von den um ihn Herumsitzenden wohl ab, denn sein Gesicht war knochig und kantig, das Gesicht eines Schwarzwälder Bauernsohnes. Die Züge der anderen waren weichlich und zart, ihre Glieder schmächtig im Vergleich zum kräftig groben Körper des Missionars. Aber auch er hatte jenen Zug an sich, den jeder erhält, der jahrelang in Indien gelebt und dessen Seele sich langsam im geistigen Boden des Landes festgewurzelt hat. Er saß mit gekreuzten Beinen an dem Boden wie die anderen; seine Sprache klang wie die eines indischen Dörflers.

Langsam mahnte er sie zum Aufbruch und zum Schlafengehen, und sie verschwanden. Die einzelnen Gestalten waren nicht mehr zu sehen, aber aus der Richtung, wo ihre Hütten lagen, klang es noch hinüber: „Salaam", und einer rief dem anderen zu: „Salaam bhai!"

Krischna hatte sich gleich neben dem glostenden Feuer zusammengerollt und schlummerte. Wir beide aber

wollten noch eine Weile plaudern; denn im Laufe des Abends hatte ich gehört, daß er das Dorf gegründet, fast jede Hütte mit eigener Hand gebaut und von Anfang an ohne Unterbrechung bis auf den heutigen Tag in dem Dörflein gewohnt hatte. Ich wollte, daß er mir erzähle von seinem Leben draußen. Da ging er hinein und holte einen Palang[1]) aus seinem Zimmer. Diesen stellte er an die Hauswand, und während die Flamme am Feuer langsam erlosch und nur die rotweiße Glut leuchtete, erzählte er mir aus seinem Leben. Es war eine einfache Geschichte ohne Abenteuer und Heldentum, und doch lag über allem, was er so schlicht berichtete, die stille Größe rein erfüllten Menschendaseins.

Ein Gärtnergeselle war er gewesen im Neckartal. Eines Abends geriet er in ein katholisches Gesellenhaus, wo gerade ein Missionar aus Indien einen Vortrag hielt. Mit diesem sprach er und wurde als Laienbruder angenommen. Noch einmal besuchte er sein Mütterlein in Heidelberg, und dann ging er mit anderen, die der Missionar aufgenommen hatte, fort von der Heimat und kam nach Indien. Schwer wurde ihm das neue Leben, das Lernen neuer Sprachen, aber die Tage des Noviziates gingen vorüber, und er wurde mit einem älteren Bruder an diesen Ort geschickt. Die englische Regierung hatte einen Teil des unwirtlichen Dschungels seiner Ordensgesellschaft übergeben mit der Bedingung,

[1]) Palang = ein Bettgestell.

daß sie das Land urbar mache. Nichts war da als graue Erde und einige zerfallene Lehmhütten.

Dann folgten die Monate harter, angestrengter aber fruchtbringender Arbeit. Nach Süden zu begegneten sich zwei Hügel; dort wurde eine Art Damm errichtet, der das Wasser in der Regenzeit zurückhalten sollte. So wurde das Land bewässert, mit Gräben durchzogen; Felder entstanden, und wo früher öde aussehende Kakteen und Dornbüsche standen, blühten Bananen- und Orangenbäume. Ein Dorf entstand, dessen Häuser mit Gärtchen geschmückt waren; ein Kirchlein, ein Missionshaus, ein Kraal mit wohlgenährtem Vieh. Ein Jahr nach der Ankunft starb sein Gefährte, und in jenem Dorf, das sie Sirpur getauft hatten, wurde er der von der Regierung anerkannte Bürgermeister des Dorfes, sein Priester, Lehrer, Arzt, Richter — der Vater jener Leute, die unter seinen Augen aus kleinen Jungen erwachsene Männer wurden. Das war seine Welt, die er mit eigener Hand geschaffen; eine schöne Welt, denn die Menschen um ihn herum liebten ihn.

Das einzige, was ihm noch zu schaffen machte, waren die Tiger und Leoparden, die unter seinen Viehherden großen Schaden anrichteten und selbst einige von seinen Leuten getötet hatten. Schon vor sieben Jahren hatte er dort Gruben und Fallen errichtet, doch nur zweimal war es ihm gelungen, einen Würger

unschädlich zu machen. Er erzählte mir, daß gerade in diesen Nächten wieder einer der Tiger erwartet würde und man deshalb die Stakete um den Kraal herum verstärkt habe.

Tiger haben ihre bestimmten Reviere, und man kann ungefähr ausrechnen, an welchem Abend sie bestimmte Orte heimsuchen werden.

In den ersten Jahren, erzählte er, verwüsteten die Nilgais (eine Hirschart) seine Maisfelder. Eines Tages hatten ihm die Hirtenbuben gemeldet, daß ein Rudel derselben wieder das Feld zertrete. Da ging er hin mit seiner Flinte, die Dörfler hinter ihm mit Schleudern und Keulen. Die Tiere flohen, nur ein Bock blieb stehen, der von ihm angeschossen war, und machte Anstalten, sich auf ihn zu stürzen. Da rissen seine Dörfler aus und ließen ihn mit dem Nilgai allein im Feld. Wie er die Geschichte erzählte, war zum Lachen:

„Ich wollte ihm noch eins aufpfeffern, aber die Patrone, die im zweiten Lauf steckte, war mit Schrot gefüllt, und die Flinte war leer. Da senkte der Kerl den Kopf zu Boden und ging auf mich zu. Ich drehte die Flinte um, faßte sie am Laufe und hieb auf seinen Schädel ein. Erst stand er ganz verdutzt da, ich springe zur Seite, er dreht sich, und ich sehe ein, daß ich so nicht weiterkommen würde; denn schon war der Kolben der Flinte gespalten. In meiner Herzensangst faß ich

zu und packe das Vieh an den Hörnern. Er hat mich wüst hin- und hergezaust, doch schließlich wird er müde und kniet hin. Da hab ich ihn denn mit der kaputen Flinte getötet."

Die Flinte zeigte er mir in der gleichen Nacht und sagte, daß sie eigentlich ein nutzloses Werkzeug sei, denn jeder Schuß gehe daneben, und er sei überhaupt nie ein guter Schütze gewesen. Am wohlsten sei ihm, wenn er die Sache vor sich habe und draufschlagen könne. Was er mir so erzählte, hörte ich am nächsten Tage von den Dörflern wieder, freilich mit dem Unterschiede, daß alles mit zehn multipliziert war.

Kaum hatte er aber die Geschichte von seinem Kampfe mit dem Nilgai beendet, als eine Katze, die auf einem Pfahle des Zaunes hockte und die er einst aus dem Dschungel nach Hause gebracht hatte, entsetzlich aufschrie, daß wir auffuhren, als wäre ein Blitz zwischen uns gefahren. Krischna fiel vor Schreck über das Lagerfeuer, und Antonius schrie nur „Bhag" — der Tiger, und nun an nichts anderes denkend als an seine Katze, setzte er über den Zaun hinüber und rannte in die Dunkelheit hinein, die Flinte wie einen Stock in der Luft schwingend. Der Spektakel wurde in dem Dorfe gehört, und sogleich begann die von ihm erfundene Alarm- und Abschreckungsmaschine zu arbeiten. Etwa hundert Blechbüchsen der Vacuum Oil Company wurden mit Knüppeln und Stöcken nach Kräften

bearbeitet, und dazu brüllte jedes Mitglied des Dorfes vom kleinen Kind bis zum Mumienelgreis mit einer Kraft, der die Mauern Jerichos nicht widerstanden hätten. Bruder Antonius erschien bald wieder. Während des Laufens war ihm eingefallen, daß er erstens nichts sehen, zweitens selber das Leben verlieren könnte und es drittens doch umsonst wäre. Aber eines tat er noch, damit der Höllenlärm vollständig sei. Er raste hinüber zum Kirchlein und zog am Glockenseil, daß der Turm wackelte. Endlich beruhigte er sich und das Dorf. Das Gebrüll des Viehs im Kraal legte sich auch, und bald herrschte wieder die dunkle Stille der Dschungelnacht. Der Tiger hatte sich diesmal mit der Katze des armen Padre begnügen müssen.

Zwei Tage nachher bin ich abgereist. Bruder Antonius begleitete mich bis an das Ende seines kleinen Reiches. Dann reichten wir uns die Hände, und mit einem von Herzen kommenden „Behüt' Gott" schieden wir.

Ob Sirpur später noch einmal von Tigern besucht worden ist, habe ich nicht erfahren; ich nehme es an. Leid täte es mir, wenn der Krieg und die damit erfolgte Ausweisung der Deutschen aus den indischen Kolonien auch meinen Bruder Antonius aus seinem lieben Dorfe vertrieben hätte, denn in der deutschen Heimat würde er, der ein Kind indischer Erde geworden, wohl nicht mehr Wurzel fassen. —

„Naga“[1])

I

Ich fuhr mit einer Schar von Studenten an einem Sonntagmorgen aus der Stadt nach Barackpore, um eine Tempelruine, die noch aus der vorbuddhistischen Zeit stammte, zu besichtigen. Das zerfallene Heiligtum lag inmitten eines kleinen Waldes, der von einer einzigen Ficus bengalensis oder Banyane gebildet wurde. Ein wirres Durcheinander von Säulen und Blöcken, unter denen kleines Gestrüpp und Dornen wuchsen. Die Blöcke am Eingang waren mit roter Farbe bestrichen, und gespaltene Kokosnüsse lagen vor einem roh gemeißelten Mahadeo[2]). Opfergaben vorbeiziehender Wanderer. Steinerne Stufen, von Schlingpflanzen überwuchert, führten in das Innere des Tempels, der halb unter der Erde lag. An einer Seite, wo ein Teil der steinernen Decke eingestürzt war, schien das Tageslicht herein und beleuchtete den Raum. In der Mitte, umgeben von vier runden Säulen, die aus einem Stein gehauen

[1]) Naga = Schlange.

[2]) Mahadeo ist die große Gottheit, ein anderer Name für den Phallus, das Symbol Sivas des Erzeugers.

waren und die gewaltigen Platten der Decke trugen, war das Heiligtum — der Mahadeo — ein fußhohes Lingam in einem aus Stein geschnittenen runden Becken. Welke Asokablüten lagen davor. Rechts und links vom Mahadeo stand das steinerne Bild der Kuh. Beiden Bildern war der Kopf abgeschlagen. Auch die von Staub und Ruß fast unkenntlich gewordenen Skulpturen an den Säulen und Wänden zeigten an vielen Stellen die Spuren der Zerstörung durch Menschenhand. Unter einer Skulptur, die ein Szene aus dem Leben des Gottes Siwa, gegen den die buddhistischen Fanatiker am meisten wüteten, darstellte, entzifferte ich mit Mühe eine zotige Bemerkung über die Gottheit und ihre Priester, die Brahminen. Eidechsen huschten über die Wände, und durch einen Spalt in der Decke hatte die Saugwurzel einer Banyane sich hindurchgezwängt. Noch eine kurze Zeit, und die gewaltigen Blöcke, die den Mahadeo noch schützen, werden von ihrer Höhe herunterstürzen und das Heiligtum völlig zertrümmern. Dann wird es noch ein Zufluchtsort sein für Schlangen und andere lichtscheue Tiere. Die Eingeborenen fürchten sich, ihr Nachtlager in der Nähe von zerfallenen Mandis [1]) aufzuschlagen. Böse Geister hausen in ihnen. Nur die Affen scheinen keine Angst vor Geistern, guten oder bösen, zu haben. Sie hocken auf dem grasüber-

[1]) Mandi = Tempel.

wucherten Dach des Tempels oder schaukeln sich in den seilartig niederhängenden Wurzeln der Banyanen oder spielen Versteckens zwischen den durcheinandergeworfenen Quadern.

Unweit der Tempelruine lag die Hütte eines Einsiedlers. Er selbst schöpfte Wasser aus dem Ziehbrunnen, und ein zahmes Reh stand neben ihm. Nach dem wohlgepflegten Blumengarten zu war die Hütte vollständig offen, so daß man das Innere der Einsiedelei übersehen konnte. An der einen Wand hing der gelbe Überwurf, daneben die Almosenschale der Bettelmönche. Auf dem Boden in einer Ecke eine kleine Bambusmatte und darauf eine Wolldecke, sorgsam zusammengerollt. An der Wand gegenüber der einfache Herd — eine aus Lehm in Hufeisenform gebaute Erhöhung, auf die der Wassertopf gestellt wird. Der Sadhu war ein alter, liebenswürdiger, ehrfurchtgebietender Mann. Ein kurzes gelbes Hüftentuch bedeckte seine Lenden. Die langen grauen, in der Mitte gescheitelten Haare und der weiche Vollbart gaben ihm den mildernsten Ausdruck eines Christuskopfes. Er trug weder Sektenabzeichen noch um den Hals das bei frommen Hindu, besonders bei Männern seines Berufes, übliche Malam[1]). Als wir ihn um Wasser baten, schöpfte er es selbst aus

[1]) Malam = ein aus Dschungelbeeren hergestellter Rosenkranz, der aus hundertacht Perlen besteht.

dem Brunnen, und während einige Schüler sich mit dem Backen der unter dem Namen Chappati bekannten Brotkuchen beschäftigten, holte er von einem Mangobaum die herrlich duftenden Früchte herunter und bewirtete uns. Unter fröhlichem Plaudern erreichte die schlichte Mahlzeit ihr Ende, und da selbst unter dem schützenden Blätterdach die Mittagshitze sich bemerkbar machte, legten wir uns hin zum Mittagsschläfchen. Der Turban diente als Kopfkissen. So brach der Nachmittag herein und mit ihm die Zeit des Aufbruches. Ich setzte meinen Turban auf, und wir zogen durch den stillen Banyanenhain dem Bahnhof zu.

Ich mag etwa eine halbe Stunde im Abteil gesessen haben, als ich das Gefühl hatte, als bewegte sich etwas in meinem Turban. Ich zog ihn herunter, um nachzusehen. Wer beschreibt meinen Schrecken, als ich aus einer Falte den kleinen Kopf einer Schlange hervorlugen sah. Es war eine Carpetsnake[1]), eine der giftigsten Schlangen in Indien, deren Biß den unfehlbaren Tod innerhalb weniger Stunden herbeiführt. Noch nie, selbst als die Pest mich in ihren grausigen Armen umfing, bin ich so nahe dem Tode gegenübergestanden wie bei dieser Gelegenheit. Ebenso groß war das Entsetzen der neben mir sitzenden Schüler. Den Turban, aus dessen Falten das greuliche Tier

[1]) Carpetsnake = „Teppichschlange", kaum ein Fuß lang.

langsam sich loszulösen begann, zusammendrücken und ihn mit Inhalt zum Fenster hinauswerfen, war das Werk eines Augenblickes. Wenn ich zu wählen habe zwischen der unheimlichen Kobra und der Carpetsnake, so ziehe ich die erstere hundertmal vor, weil das kleine Reptil sich überallhin verkriechen kann, selbst in Schuhe und Pantoffel. Ich habe es sogar schon in meinem Wäscheschrank vorgefunden und entging nur durch Zufall seinem todbringenden Biß.

II

Tagelang wanderte ich mit meinem Diener, der mir im Laufe der Zeit mehr Kamerad und Bruder geworden war, von Dschungeldorf zu Dschungeldorf, und eines Nachts landeten wir in einem kleinen Weiler, der dicht umgeben war von breiten Kaktushecken als Abwehr gegen die wilden Tiere. Die Dörfler hatten uns gesagt, daß es nicht ratsam sei, außerhalb des Dorfes zu nächtigen, weil ein Tiger gerade dieser Tage die Gegend unsicher machte. So nahmen wir die Einladung des Patels an und ließen uns eine Hütte anweisen, die vielleicht schon seit Monaten nicht bewohnt worden. Die Einwohner des Dorfes waren zum größten Teil arme Menschen, Parias, die das spärliche Dschungelgras schnitten und es in dem acht Stunden entfernten Flecken Aulia verkauften. Durch

Hunger und Krankheit ausgemergelte Gestalten, mit dem stieren Blick des Stumpfsinnes. Die Weiber waren häßlich, und die Kinder sahen krank und elend aus, behaftet mit widerlichen Ausschlägen am Mund und den Augen. Aus einigen Hütten drang das eintönige Knarren des Webstuhls. Die Balais (Weber) sind die Menschen, die ich am meisten bedauere.

Die Hütte, die man uns als Obdach gegeben, war armselig klein, von Lehm gebaut, und in der Regenzeit hätte sie keinen Schutz geboten. Girin, mein Begleiter, zog es vor, außerhalb derselben sich in seine mitgebrachte Decke zu wickeln. Ich aber war gezwungen, die Gastfreundschaft des Dorfältesten anzunehmen und von der Hütte Gebrauch zu machen. An der einen Wand des kleinen Raumes stand ein „Palang", das, was man in Indien ein Bett nennt, ein Gestell aus vier fußhohen Beinen und einem Rahmen aus Bambus, der mit Kokosnußstricken bespannt ist. Alle „Palangs" in Indien sind mit Wanzen bevölkert, und dieser bildete keine Ausnahme von der Regel. Das merkte ich schon nach den ersten zehn Minuten; trotzdem schlief ich ein. Der gelegentliche Besuch eines Pariahundes störte mich nicht, ebensowenig das Geheul der Schakale um das Dorf herum oder das eintönige Abrufen der Nachtstunden durch den Dorfkotwal[1]). Der Inder auf dem Lande könnte

[1]) Kotwal = Nachtwächter und Polizist.

ohne das regelmäßige Bellen der Schakale oder den nächtlichen Ruf seines Kotwals nicht schlafen.

In der Nacht aber, es wäre mir nicht möglich, die Stunde festzustellen — der Mond schien gerade durch ein Loch im Grasdach in die Hütte hinein —, weckte mich ein Rascheln wie von Ratten in der Wand neben mir. Ich erhob mich, weckte Girin, der vor der Hütte in tiefem Schlummer lag, und wir kamen überein, dieser Störung ein Ende zu machen. Nicht weit von der Hütte lag ein Haufen Stroh, der Garby genannt wird und als Futter für die Ochsen auf der Reise Verwendung findet. Von diesem nahmen wir einen Wisch und befeuchteten ihn mit Öl. Dann machte Girin sorgsam ein Loch innen in die Wand, kaum größer als eine Faust, und ich steckte so schnell wie möglich den qualmenden Wisch hinein. Girin trat etwa drei Schritte zurück, um die Wirkung des Erfolges zu beobachten, währenddem ich an der Mauer blieb, damit das Feuer nicht erstickte. Das Geräusch hörte auf, aber auf einmal schrie Girin hinter mir: „Karbardar, Sahib! — Gib acht Herr!" Woher ich in jenem Moment die Geistesgegenwart schöpfte, um das Richtige zu tun, wissen die Götter allein. Ich sprang nicht von der Mauer zurück, sondern mit ausgebreiteten Händen legte ich mich flach gegen die Wand. Über mir, wo die Mauer sich mit dem Dach verbindet, streckte eine Kobra ihren Leib

beinahe bis zur Hälfte ihrer Länge wie einen schwarzen Arm in den Raum hinaus. Wäre ich von der Mauer zurückgesprungen, so hätte sie mich unfehlbar getroffen, denn sie war schon zum Sprunge bereit. Das, worin ich Ratten vermutet hatte, war ein Schlangennest, und die Mutter war nach oben gegangen, um den Angreifer unschädlich zu machen. Auf diese Weise sprang sie über mich hinweg, mit einer derartigen Wucht, daß ihr Kopf am Boden sich blutig schlug. Girin hatte immer eine Art Bambusstock bei sich, mit dem er lästige Pariahunde von sich trieb. Mit diesem schlug er auf das Tier ein; keine leichte Sache, denn die Hütte war niedrig, so daß man nicht weit ausholen konnte, und das Licht des Mondes kam nur spärlich durch das Grasdach. Glücklicherweise hatte die Schlange durch die Wucht ihres Sprunges sich selbst zum Teil kampfunfähig gemacht, was uns die Arbeit erleichterte. Um der Sache sicher zu sein, trugen wir das noch zuckende Tier auf dem Stocke vor die Hütte hinaus auf einen freien Platz, begossen es mit Öl und verbrannten es. Die Eingeborenen, die durch unseren Lärm wach geworden waren, glaubten, das Reptil sei wieder zum Leben gekommen, als es in den Flammen sich noch einmal bäumte, ringelte und wand. Erst als das letzte Zucken vorbei war und der brennende Leib zu riechen begann, da kam Mut in ihre Seelen, und mit Stöcken und

Steinen „töteten" sie die Schlange noch einmal. Wir ließen sie gewähren und gingen zur Hütte zurück, an den Strohwisch denkend, den ich im Mauerloch hatte stecken lassen. Das Feuer war erstickt, aber als wir die Mauer einschlugen, fanden wir nicht weniger als fünfundzwanzig Kobrababies vor. Sie schliefen ihren letzten Schlaf. Ich bin heute noch fest überzeugt, daß wir in jener Nacht Menschenleben gerettet haben. Ich habe auf meinen Wanderungen durch Indien ganze Dörfer getroffen, die von den Menschen in Verzweiflung verlassen wurden, weil die Schlangenplage zu groß war. Wenn der Abendländer entsetzt die in die Zehntausende gehende Zahl der Opfer Nagas liest, muß er noch bedenken, daß die in den amtlichen Statistiken veröffentlichte Zahl nur ein Zehntel der Opfer bedeutet; Orte wie jenes von mir besuchte Dorf liegen so weitab von jedem Verkehr, von Polizei und Arzt, daß keine Geburts- und Todesnachricht die Behörde erreicht. Der Dschungel ist groß.

III

Jahre sind seitdem verflossen, aber wenn in der Nacht das Alpdrücken über mich kommt, welches aus irgendeinem Grunde seit meinem Aufenthalt in Indien her mich heimsucht, so nimmt die Chimäre immer

die Gestalt jener Kobra an, die mich in der grauenvollsten Nacht meines Lebens die Qualen eines Verdammten erleben ließ.

Wohl die schönste Gegend Vorderindiens ist die Landschaft zwischen Bombay und Dharwar, die sogenannten Ghats, wo der Zug sich langsam in kunstvollen Windungen und durch zahlreiche Tunnels in das eigentliche indische Hochland, in den Dekkan hinaufarbeitet. Hohe Berge, in deren jäh abfallende Wände riesige Bilder indischer Gottheiten eingemeißelt sind, tiefgrüne Schluchten, blühende Dörfer, — ein romantisches Durcheinander wie in einem Kaleidoskop. Doch das Herrlichste in dieser Gegend, das dem menschlichen Auge sich bietet, sind die Gersoppafälle, eine Reihe von Wasserfällen, die stufenartig von Fels zu Fels ins Tal stürzen und tief unten zu einem breiten Flusse sich bilden und die grünblühenden Felder zu Füßen der Ghats bewässern. Hoch oben stürzt der erste Strahl zwischen den Felsen hervor und wird etwa hundert Meter tiefer unten in einem Becken aufgefangen, das von dichtem Laubwerk umrahmt ist. Rechts und links ragen titanische Felsengebilde empor und eine zart gegliederte Eisenbahnbrücke spannt sich vor dem Wasserfall über die tiefe Schlucht. Mit Schaudern blickt man hinunter in die unermeßbare Tiefe, wo das Wasser in neuen Kaskaden von Stufe zu Stufe stürzt. Selbst in den

wilden Gegenden des Himalajas habe ich keine Szenerie gesehen, die sich mit jener vergleichen läßt. An einigen Orten stürzt die weiße Gischt zwischen das Grün von Bäumen, und man sieht nur den fein von der Sonne durchleuchteten Regenbogen, der stets sich darüber spannt. Die Wassertropfen leuchten und glitzern wie Myriaden von durcheinanderwirbelnden Diamanten.

Diese wilde Gegend, die ich im Zuge so oft durcheilt hatte, wollte ich einmal allein durchwandern. Bevor ich aber meine Absicht ausführen konnte, baten mich meine Schüler, mit ihnen einen Ausflug dorthin zu machen. Es war eine Tour, die ich nie vergessen werde. Wir fuhren mit der Bahn von Poona nach Marmagaon, ehemals die schöne Stadt der goanesischen Konquistadores, reich an Glanz und Pracht, heute eine Sammlung von Ruinen, die an jäh gefallene Größe erinnert. Dann hinauf, in die Berge hinein und endlich zu Fuß durch die dichten Wälder, die höchsten Felsen hinauf und hinunter in die sumpfigen Abgründe. Es war ein gefährliches Unternehmen, denn gerade jene Gegend ist ein bevorzugter Aufenthaltsort des Tigers und der Boa constrictor. Kaum findet man auf dem Wege eine menschliche Ansiedlung, nur hier und da stößt der Wanderer auf ein paar Bambusschläger, die aber aus Angst vor den Waldgeistern nicht dort hausen,

sondern nach getaner Arbeit wieder in die bewohnteren Dörfer zurückkehren.

Einige Monate später machte ich die beabsichtigte einsame Fahrt, nahm aber meinen Diener mit. Mein Ziel war zugleich die Plantage eines Freundes, der mich schon vor Monaten eingeladen hatte. Er war ein Ire. Mehr als dreißig Jahre wohnte er in jener Gegend, und eine Reise nach Bombay oder überhaupt in eine der Städte, wo Europäer wohnen, war ihm ein Greuel. Eine andere Heimat als seinen geliebten Dschungel kannte er nicht mehr. Die Sprache des Landes war ihm lieber als seine eigene, und mit den Stimmen des Waldes und des Dschungels war er vertraut wie ein Eingeborener. Diese nannten ihn auch nur den „Buddha Bhas", den Großvater, und wie ein Großvater behandelte er seine Leute, die Plantagenkulis. Des Nachts kamen sie zu seinem Bungalow, brachten ihre rotirdenen Tschillums[1]), und der weißhaarige alte Mann saß mitten unter ihnen und besprach mit ihnen die Geschäfte des Tages und alle jene Dinge, die den Lebensinhalt eines schlichten Dschungelbewohners ausmachen. Leider bildete er eine der sehr seltenen Ausnahmen von allen Europäern, die ich im Laufe der Jahre in Indien kennengelernt habe. Er sprach nie „vom verschlagenen Inder, dem man auf zehn Schritte nicht trauen

[1]) Tonpfeife.

dürfe, und den man sich so weit wie möglich vom Halse halten müsse". Er lebte mit ihnen und war eins mit ihnen, und dafür liebten sie ihn. Ihm galt mein Besuch.

Auch meine Gegenwart bildete keine Ausnahme in seinem einfachen Leben. Wie gewöhnlich kamen am Abend die Männer und Frauen vor den Bungalow und erzählten, um das Lagerfeuer herumsitzend, die Geschichten, die ihre Väter und Vorväter schon erzählt, und sangen dazwischen die uralten Lieder ihrer Gegend. Nach und nach erhoben sie sich, entzündeten die mitgebrachten Fackeln am langsam verglimmenden Feuer und kehrten in ihre Hütten zurück. Wir zwei aber zogen uns unter das schützende Dach der Veranda zurück auf die englischen Liegestühle und plauderten über dies und jenes, über Ost und West, tief in die Nacht hinein. Da wir für den morgigen Tag eine Wanderung in das weiter unten liegende Tal vorhatten, zogen wir uns zurück, und er wies mir mein Zimmer an, dessen Eingang und Fenster sich nach der Veranda öffneten. Es war aber monatelang unbewohnt, und für meinen Empfang mußte es zuerst etwas hergerichtet werden. Ein kleiner Haufen von Kalk- und Gipsabfällen lag noch am Fenster, und auf der Innenseite lehnte das Bett direkt an das Gesims. Es ist in Indien auch bei der feuchtesten Witterung und bei der größten Kälte

nicht üblich, die Fenster zu schließen; statt dessen bedeckt man sich mit mehr Wolldecken.

Ich schlief bald ein, doch jählings wachte ich auf, als hätte eine eisig kalte Hand mich am Fuße berührt. Gleichzeitig mit dem Erwachen durch die Berührung blitzte die Erkenntnis durch mein Gehirn, daß es eine Schlange war, und mit dieser Erkenntnis fühlte ich, daß mein Körper in Schrecken erstarrte. Was vorging war so furchtbar, daß in der Erinnerung noch die kalten Schauer mich durchrieseln. Der fischkalte Leib der Schlange kroch unter die Decke, glitt an meinen Waden entlang, immer höher, manchmal innehaltend, dann wieder sich ruckweise vorwärtsbewegend. Mein kataleptischer Zustand rettete mir das Leben, denn die leiseste Berührung hätte das Tier zum Bisse gereizt; so aber lag ich da, ohnmächtig wie ein Toter. Empfindung und Denken aber arbeiteten in tausendfach vermehrter Kraft. Immer näher und näher kroch das Tier, den Körper entlang, glitt über meine Knie, zwischen beiden Oberschenkeln nach oben. Tausend glühende Hämmer pochten in meinem Kopfe. Ich wollte schreien, nach Hilfe rufen — irgend etwas tun, um das Furchtbare von mir loszuwälzen, aber meine Glieder waren gebannt in Schreck. Zugreifen wollte ich und das Tier entfernen, aber meine Hände waren gefesselt. Und dann kam der furchtbare Gedanke: „Jetzt wirst du wahn-

sinnig, so ist es, wenn ein Mensch den Verstand verliert."

Was in mir vorging, muß vorgehen im Geiste eines Menschen, der als Scheintoter begraben wird. Er hört und fühlt und sieht, was um ihn herum vorgeht, und doch kann sein Mund sich nicht öffnen, mit keiner Zuckung seiner Wimper kann er jenen, die ihn umstehen, ein Zeichen geben, daß alles nur ein grausiger Irrtum ist.

Nun legte das Tier seinen Kopf auf meinen Unterleib; ich fühlte, wie es den übrigen Teil des Körpers nach sich zog. Immer näher, immer näher wälzte sich das Furchtbare und zuletzt rollte es sich auf meiner Brust zusammen. Ich weiß nicht genau, wie manche Stunde die Schlange auf mir gelegen hat, nur eins ist mir bewußt: erst als meine in stetem Schreck geöffneten Augen durch das Fenster das Grauen des kommenden Tages erblickten, und die kühleren Winde aus dem Tale heraufstiegen, bewegte sich die Last auf meiner Brust, und der Kopf schob sich meinem Halse zu. Wenn die Angst und das Entsetzen vorher den Höhepunkt des Menschenmöglichen erreicht hatten, so wurden sie jetzt beinahe übertroffen, aber dieses Letzte sollte das Ende meiner Marter sein. Langsam folgte der Rest des Leibes nach und schob sich am Halse entlang herunter auf das Kissen. Von da an weiß ich nicht mehr was geschah.

Als gegen sechs Uhr mein Diener das Zimmer betrat, um mir wie gewöhnlich den Tee zu bringen, fand er mich wie einen Irrsinnigen lachend im Bett. Ich wurde auf einer Tragbahre durch den Dschungel in das nächste Hospital geschafft —, von da kam ich in die Nervenanstalt. Aber Monate nach der Entlassung bin ich manchmal mitten auf der Straße im Schreck zusammengezuckt. — Ich fühlte wieder die erste kalte Berührung der Schlange.

Dies ist nicht ein Traum, sondern nackte, furchtbare Wirklichkeit, denn als ich mich wieder in meiner Tätigkeit befand, kam eines Tages mein Freund, der Plantagenbesitzer, und entnahm einem Paket die getrocknete Haut einer Kobra, die er in jenem Zimmer geschossen. Das Tier schien in den Nächten sich das Zimmer, respektive das Bett, zur Wohnung gemacht zu haben. Die Nacht darauf hatte mein Freund sich mit der Schrotflinte dort hingesetzt und gewartet. In der Tat kroch das Reptil über den Schutthaufen hinweg zum Fenster herein auf das Bett.

Ich habe die Haut einem Händler gegeben, der Schlangenhäute zu Galanteriewaren verarbeitete, denn es wäre mir nicht möglich gewesen, ohne ein gewisses Schaudern auf jene Trophäe zu blicken.

Das tote Dorf

Fünfzehn Jahre lang bin ich auf größeren und kleineren Reisen durch den indischen Dschungel gezogen, oft allein auf einem kleinen, struppigen Pony, oder zu Fuß auf den staubigen, holprigen Wegen von Dorf zu Dorf; am meisten aber im Ochsenwagen mit meinem Diener Krischna, seines Amtes Chapraſſi oder Bote am College; auf der Reise aber alles, Bruder und Diener, Ochsentreiber, Koch und Sekretär. Seiner Kaste nach war er ein Brahmine, der die niedrigeren Arbeiten eines Çudras nicht verrichten darf, und unter den Dienern des Colleges nahm er eine geachtete Stellung ein. Um so mehr erstaunte ich, als er eines Tages, es war am Vorabend der großen Sommerferien, in mein Studierzimmer trat und nach langem Her und Hin endlich mit der Bitte herausrückte, ich möchte ihn auf meinen Reisen in den Dschungel mitnehmen.

Weit oben in den Provinzen von Oudh, am Ufer eines kleinen Flusses, der in der Regenzeit zu einem Strome wächst, daß Menschen ihn nicht durchschreiten können, dort sei seine Heimat, ein kleines Dörfchen. Und da bat ich ihn, sich zu setzen, denn ich liebte seine

kindlich enthusiastischen Schilderungen, deren Schluß immer der war, daß auf Gottes Erdboden nur ein Fleckchen sei, wo das Getreide am besten gedeiht, die besten Menschen leben, die schönsten Lieder gesungen werden, das Wasser am gesundesten ist und alles, alles viel schöner ist als in Kalkutta, wo Ehrfurcht für die Kaste und die uralten Gesetze verschwunden ist und selbst Brahminen sich am Daru[1]) der Goralogs[2]) betrinken und jede Stunde des Tages gegen die Shastras[3]) sündigen. Sein Herz war frei von jeder Begierde nach dem Reichtum und dem Luxus, der sich in der Riesenstadt um ihn herum abspielte. Nie hätte er sich in eine Trambahn gesetzt, den Anna[4]) für die Fahrt hob er sich auf und jeden Monat übergab er mir sein sorgsam gespartes Kapital, um es in meiner Lohakasanduk[5]) aufzubewahren. Daß ich es für ihn auf die Sparkasse legte, wußte er nicht, und ich verschwieg es, weil es ihn beunruhigt hätte. Zuweilen kam er und enthob eine Summe von etwa dreißig Rupien, um sie nach Hause zu schicken. Seine Familie war arm und zahlreich und lebte vom Ertrag einiger Juari[6])- und Gingelli[7])-Felder. Er war verheiratet und sprach selten von seinem jungen Weibe, doch

---

[1]) Branntwein. — [2]) Weißes Volk-Europäer. — [3]) Gesetze Manus, die Grundlage des heutigen Hinduismus. — [4]) Der sechzehnte Teil einer Rupie. — [5]) Kassenschrank. — [6]) Juari = schwarzer Mais. — [7]) Ölpflanze.

wenn er anfing von weißen Frauen zu reden und deren Sitten mit denen seines Volkes verglich, dann fühlte ich aus jedem Worte, daß er immer an seine Frau dachte, trotz des Plurals „Unsere Frauen". Ich kann nicht alles wiederholen, was er über die weiße Frau dachte und offen zum Ausdruck brachte, eine mildere Benennung als „Nautch[1])" konnte er aber nie finden. Krischna war durch und durch intransigent. Als ich ihn einmal frug, ob er sich nicht auch ein Shaitanghari[2]) wünsche, antwortete er: „apko aja hoega; mereko kya faida? Für Sie mag das gut sein; was soll es mir nützen?"

Ich ehrte meinen Diener, und es entspann sich deshalb jenes Verhältnis, das in fast jeder indischen Familie besteht: der Diener ist ein Teil der Familie und sein Herr ein ihm anvertrautes Gut. Der Hindu zahlt seinem Diener kaum die Hälfte des Gehaltes, das der Europäer für elenden Abschaum von Parias und Christen ausgibt. Der gute Diener in Indien und wohl auf der ganzen Erde sieht mehr auf anständige Behandlung als auf hohen Lohn. Der Europäer mit seiner roh materialistischen Auffassung der sozialen Einrichtung glaubt seine „Pflicht" zu tun, wenn er dem Diener eine anständige Summe Geldes bezahlt und verlangt von ihm nichts als die Erfüllung seiner „verdammten Pflicht und Schuldig-

[1]) Tänzerin. — [2]) Auto.

keit", und dieser Auffassung gemäß soll er auch bereit sein, Prügel und Tritte zu empfangen, falls er vom Standpunkte des weißen Herrn aus seine „Pflicht" nicht getan hat. Wer über Behandlung der eingeborenen Diener näher unterrichtet sein will, der gehe einmal in die Baracken der englischen Regimenter. Ein Europäer sagte mir einst: „Sie haben keine Ahnung, wie gemein und rachsüchtig der Nativeboy ist, sie haben fast alle einen Bruch, und wenn Sie ihnen einen Tritt geben, so ist so ein Kerl imstande, sich hinzulegen und zu sterben, nur um Sie ins Zuchthaus zu bringen!"

Muß der Leser sich da noch wundern, wenn der Europäer sich über seine Diener beklagt? Erstaunenswert ist vielmehr die Treue und Anhänglichkeit, mit welcher der Diener aus den Kreisen, die dem Weißen zur Verfügung stehen, an seinem Herrn hängt. Ich hatte, bevor ich die Lebensweise eines Hindus annahm, einen Uryaboy, der zu mir kam, weil sein letzter Herr nach Madras versetzt wurde und er seiner Familie wegen nicht mitgehen konnte.

Jeden Abend saß er nach der Arbeit vor meiner Türe und wartete auf den Befehl, sich zurückzuziehen, und als ich einmal nach Mitternacht vom Klub nach Hause kam, lag Govindan in einer Decke zusammengerollt auf dem nackten Marmorboden vor meinem Arbeitszimmer. Nachdem er mir beim Umkleiden

geholfen hatte, ging ich nochmals an den Schreibtisch, um einige sehr dringende Arbeiten zu erledigen. An Govindan dachte ich nicht mehr. Die Uhr zeigte fünf, als ich mich ins Schlafzimmer begeben wollte. Die laue Nacht, die schon allmählich vom Morgengrau verdrängt wurde, lockte mich aber auf die Veranda hinaus. Vor der Tür stolperte ich beinahe über meinen Diener; ich war noch auf, und er durfte deshalb ohne meinen Befehl nicht ins Bett! In seiner kauernden Stellung war er eingeschlafen, und als ich ihn leise an der Schulter berührte, sprang er auf und entschuldigte sich. Aber ich war noch nicht lange genug im Lande, um ihn nicht um Verzeihung zu bitten. Das Wort Pflicht in unserem Sinne, d. h. als Handelsobjekt, das kennt der Hindu nicht — was er aber kennt und übt, ist die Hingabe und Aufopferung.

Später sind wir oft bis in die tiefe Nacht hinein auf der Veranda gesessen und haben — Heu mihi! — zusammen geraucht und einander von den Sitten in unserer Heimat erzählt. Und als mich der Typhus mitten auf einer allein unternommenen Reise nach Assam in einem kleinen Dörfchen aufs Lager warf, erschien unerwartet Govindan unter der verfallenen Hüttentüre, um seinen Herrn zu pflegen und nach Hause zu holen. Er mußte fünfundzwanzig Meilen allein von der Bahnstation durch den Dschungel wandern und einmal war er irr gegangen. Seit acht Uhr abends war er auf den

Füßen, und mit Tagesanbruch, ungefähr in der sechsten Morgenstunde, hatte er mich endlich gefunden. Zwei Tage nachher trugen sie mich auf die Bahn, und am dritten lag ich im eigenen Hause, in der Obhut einer Pflegerin, deren Hand aber nicht zärtlicher und mütterlicher war als die meines Sudradieners.

Welche Freude, welcher Stolz, als er mich zum erstenmal wieder in den Wagen packte, um mit mir eine kurze Spazierfahrt zu machen!

Und kaum drei Monate darauf stand unter meiner Türe ein vierzehnjähriger brauner Junge, furchtsam und scheu, eher bereit, davonzulaufen, als ein Wort herauszuzwingen. „Sein Vater könnte heute nicht kommen, er sei krank, aber ein Bhay (ein Verwandter) werde ihn ersetzen." Ich ging mit dem Jungen, der mir seinen Namen Gopal verriet, in die Wohnung, die inmitten einer kleinen Gruppe von Hütten hinter dem Bungalaw gegenüber meinem Hause lag. Der Vater fieberte, und als der Arzt kam, mußte Govindan in die Pestbaracken transportiert werden. Dort starb er.

Ich habe Gopal mit seiner Mutter nachher zu mir genommen. Gopal hat im Jahre 1914 im Presidency College sein B. A. gemacht, in einem kleinen College in Oberbengalen nahm er eine Stelle als Assistant-Headmaster an einer Highschool und seine Mutter ist ihm gefolgt. Ich fühle mich glücklich, daß ich im

Kinde meinem dienenden Bruder einen Teil der großen Schuld abtragen konnte. Aber wenn alle lieben Gestalten jener, die mir in den fünfzehn Jahren in Indien des Schönen so viel geboten, in sehnsüchtiger Erinnerung vor mir auftauchen und ich in der schlaflosen Nacht ihre lieben Stimmen zu hören glaube; wenn sie alle um mich sind, Schüler und Freunde, ehrwürdige alte Männer, die den jungen Europäer belehrten, arme Bauern, mit denen ich das karge Mahl teilte, die begeisterten Pioniere einer glücklichen Zukunft: Hindu, Juden, Parsis, Moslims, in buntem Durcheinander, so daß die Studenten aus dem palmenbekränzten Malabar auf einmal irgendwo in Kalkutta mich umringen, und meine hitzköpfigen Bengalis, Arun, Girin, Gnan und alle andern, an deren Stelle, mit mir in Tellicherry auf einem felsigen Vorsprung sitzen und dem Tosen der sich an den Klippen brechenden Meeresflut lauschen, — dann leuchtet aus der Unzahl der lieben Gesichter, ohne Rücksicht auf sozialen Unterschied im Leben, das ruhige, immer ein wenig lächelnde Antlitz Govindans, löscht das Andenken an den Diener und erweckt die Sehnsucht nach dem Freunde.

Es ist eine von allen zugegebene Tatsache, daß der christliche Diener weit hinter dem Hindu und dem Moslimen zurücksteht, in welchem Landesteile es auch sei. Man kann mit dem Hindudiener gleichzeitig in einem Freundschaftsverhältnis stehen, was beim Christen

ausgeschlossen ist. Ich habe diese Erfahrung an mir selbst und bei anderen gemacht, und ich stehe deshalb in meiner Abneigung gegen den christlichen Diener nicht allein da. In der Kathedrale von Nagpore arbeitete ein beturbanter Moslim am Tabernakel des Hochaltars, und als ich den Bischof fragte, warum man denn keinen Christen mit dieser Arbeit betraue, erhielt ich die aus dem Munde eines katholischen Missionars merkwürdig klingende Antwort: „Ein christlicher Diener würde den ganzen Meßwein aussaufen!“ Auch beim Heiligsten gilt, scheints, das Wort: „Familiarity breeds contempt.“ Ein anderer Missionar bat mich einst schriftlich, ihm für den Tag seiner Wiederkehr aus den Bergen drei Diener anzustellen; „aber bitte ja keinen Christen“, stand in seinem Briefe.

Diese Geschichte soll uns aber in den großen, stillen Dschungel versetzen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Etwas Schöneres gibt es nicht, als im Ochsenwagen durch den weiten indischen Dschungel zu reisen. Noch glühen die Reste unseres Nachtlagers unterm Banyanenbaume unter der weißenden Asche, und freche Schakale, die in der Nacht wie Schemen im flackernden Lichtschein, der sie noch im Banne hielt, scheu und gierig hin- und herhuschten, suchen nach Abfällen unseres schlichten Morgenessens. Wir sind nun schon so weit, daß wir hinter uns nur noch einige

Zweige der langen Palmen am Ufer gegenüber sehen können. Die Sonne erhebt sich im dunkelblauen Rande der Ebene und durchleuchtet die Schleier mit ihren fächerartig emporschießenden Strahlen, dann verschwindet das blaue Gewebe wie von unsichtbarer Hand zusammengerafft, und kleine Hügel, vereinzelte dichte Baumgruppen tauchen auf in der Ferne, wie eine Szenerie hinter dem aufgetanen Vorhang einer riesengroßen Bühne. Die zarten Blätter an den Dornbüschen, die vielfältig und zahlreich mit ihrem matten Grün das eintönige Grau des Bodens etwas beleben, erschauern leicht im kühlen Morgenwinde, der über die Ebene streicht und einen scharfen, würzigen Duft von Blumen und Feuchtigkeit mit sich trägt. Krächzende Papageien, kleine Kolibris und wilde Tauben flattern von Busch zu Busch, und zierliche Wachteln oder Scharen kleiner Perlhühner huschen durch das staubbedeckte, dürre Gras, wo Myriaden von Grillen ihr Morgenlied zirpen. Da schleicht ein Schlingel von Schakal, der von der Gesellschaft der anderen sich getrennt und auf eigene Faust noch eine heimliche Reise gemacht hat, scheu, als wäre der Häscher hinter ihm her, von Busch zu Stein und flüchtet erschreckt ins Weite, sobald Krischna in die Hände klatscht. Aber nach etwa hundert Schritten hält er unter einem niedrigen Gesträuch inne und glotzt aus sicherer Entfernung unbekümmert die Wanderer an. Dann geht

er weiter, seiner Höhle zu, um durch Fasten und Schlafen für den Rundgang in der kommenden Nacht mit seinen Genossen sich vorzubereiten.

Krischna hat Augen wie ein Luchs. Mit den Füßen kitzelt er gutmütig die beiden Ochslein am Bauche, damit sie das Traben nicht vergessen und wenn sie den Zweck so vieler Eile nicht begreifen wollen, appelliert er an ihre Familienehre mit einem scharfen „Arreh Sala“ [1]). Aber einem Ochsen ist es eben einerlei, ob seine Schwester mit jemand anderm verbotene Wege gegangen ist, einen bleibenden Eindruck macht nur der die Insinuation begleitende und in eine gewisse delikate Stelle gestoßene Stock, der vorn oft mit einer eisernen Spitze versehen ist, um den Worten nötigen Nachdruck zu verschaffen. Der Inder, resp. der Hindu ist grausam seinen Haustieren gegenüber, das Gebot der Milde zu Tieren ist nur doktrinär in sein Wesen gedrungen. Krischna teilte vollständig meine Ansicht über die Behandlung der Tiere, hingegen benutzte er oft meinen großen Regenschirm, wenn alles andere nicht mehr nützen wollte. Diesen streckte er so weit wie möglich nach vorn, über die Köpfe der Tiere und öffnete ihn plötzlich. Dadurch erhielten sie einen solchen Schrecken, daß sie wie besessen dahinsausten. An einem schönen Tag

[1]) Hüh, Schwager! Das zweite Wort ist eine Beschimpfung, die leichter zu erraten, als zu erklären ist.

landeten wir alle, Ochsen, Krischna und ich in einer mannshohen Grube, die für unsern Empfang mit Kaktusstauden sorgsam vollgefüllt war. Wir wurden seitdem etwas diskreter in der Anwendung dieses letzten Beschleunigungsmittels.

In der einen Hand hat Krischna ein Stück Chappati (Mehlkuchen), das er in der Asche gebacken, und knuspert ab und zu daran, mit der andern weist er hier und dorthin, sei es nach einem merkwürdig gewachsenen Baume oder einer feinen blauen Rauchwolke, die aus ferner Baumgruppe herauskräuselt und die Wohnstätte menschlicher Wesen verrät, oder auf eine Gruppe von Gazellen, die scheu und verdutzt die Köpfe nach uns drehen und dann plötzlich davoneilen und hinter einer Erhöhung oder dem Gebüsch verschwinden. Der indische Dschungel ist ungemein reich an Gazellen und Antilopen, die merkwürdigerweise so furchtlos sind, daß sie oft mit einem Steinwurf zu erreichen wären. Zwischen hinein plaudert und erzählt Krischna oder wir singen zusammen ein Liedlein ums andere, und er taktiert dazu mit dem Stecken auf dem Rücken der munteren Öchslein, die auch in guter Stimmung zu sein scheinen. Auf einmal fordert er auf: „Ai Sahib — Gao!" (Singe Herr!) Unter meinem Singen versteht er meistens das Jodeln oder das Lied vom „Studio auf einer Reis'". Am liebsten hörte er das letztere, und den trällernden Refrain sang er immer

wacker mit. Wie klein ist doch das Problem der Annäherung von Ost und West; wenn der Westen nur guten Willen hätte! Wir zwei besprachen das Problem nie, und weil es für uns nicht existierte, war es gelöst.

Bis dahin fuhr der Wagen auf ziemlich gutem Wege, wenn zwei nebeneinander sich hinziehende Rinnen, die unter dem feinen braunen Sande oft verräterische Steinblöcke verstecken, überhaupt solchen Namen verdienen. Nun aber kamen wir auf ein steiniges Gebiet — Geröll wohin das Auge blickte, als hätte ein boshafter Mensch sich die Mühe genommen, große Haufen schön gleichmäßig zu verteilen. Die Sträucher am Wege wurden spärlicher, die Sonne stand schon hoch am Himmel und das Glitzern tat den Augen weh. Ich kroch von hinten in den Wagen hinein, und verschloß mit einem weißen Tuche diese Seite, um das Innere gegen die kommende Hitze zu schützen. Dann rutschte ich etwas nach vorn, setzte mich wie ein Schneider, nach indischer Manier, direkt hinter Krischna, und wir führten unsere Unterhaltung weiter, ab und zu unterbrochen durch einen Plumps des Karrens in eine besonders tiefe Grube, oder einen Stoß mit dem Kopfe an die Bambusdecke über mir. Krischna saß rittlings auf der Deichsel und schien die unbequeme Stellung nicht zu fühlen. Ein hagerer, stolz aussehender Patel aus irgendeinem Dorfe ritt auf seinem abgeschundenen

Pferdchen an uns vorüber, ohne den Kopf zu wenden. Nur seine Augen fragten Wer, Woher und Wohin? Der Sattel war, wie der aller Eingeborenen auf dem Lande, aus Tuch gemacht, vorne mit einem mächtigen Höcker. Steigbügel besaß er nicht, und die mageren Beine pendelten kaum mehr als einen Fuß über dem Boden. Gerade elegant sieht so ein Eingeborenen-Sattel nicht aus, und bequem sitzt darauf auch nur, wer lange Übung hat. Im Laufe der Zeit aber habe ich diesen dem steifen europäischen Ledersattel vorgezogen.

Krischna ist nicht der Mann, der einen fremden Wanderer ohne Red' und Widerred' an sich vorbeigehen läßt und spricht auch diesen an mit dem gebräuchlichen „Areh Bhai, aur Kitne khosh hai?" — He Bruder, wieviel Khosh (ungefähr eine Meile) sind es noch bis zum nächsten Dorfe? — Wer immer im Dschungel sich begegnet, nennt sich Bruder, und käme, statt einmal alle dreißig oder vierzig Meilen, alle fünf Minuten ein Wanderer des Weges, so wäre die Frage unfehlbar: „wie weit ist es noch zum nächsten Dorfe?" und jedesmal wäre die Antwort verschieden. Einer sieht in der Stunde eine ganze Ewigkeit und der andere meint, uns einen Gefallen zu erweisen, wenn er nur von vier oder fünf Stunden spricht. Wieder andere drücken sich sehr vorsichtig aus und auf die Frage: „Ist es weit?" antworten sie mit einem „Ja, es ist weit". Lautet aber unser Adjektiv „Nahe",

so versichern sie, daß es ganz nahe ist. Quot homines, tot sententiae.

Immer schwüler, immer drückender und sengender wird die Hitze. Krischna zieht einen Teil des Turbans über das Gesicht, um es gegen die aus dem Gestein strahlende Sonnenglut zu schützen, die Ochsen traben nicht mehr so lustig dahin, und ihre Köpfe hängen müde zu Boden. Das tausendfältige Leben ist verstummt, der kühle Morgenwind ist einem trokkenen, heißen Luftzuge gewichen, der den Geruch des dürren Grases, von heißen, dünstenden Steinen und feinem Sand mit sich weht. Baum und Strauch flimmern im zitternden Äther. Das Singen und Plaudern hat schon längst aufgehört und jeder ist mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Wo am Wege oder in dessen Nähe eine schattige Ficus religiosa oder ein etwas größerer Baum steht, liegen zerbrochene Kokosnußschalen um einen rotbemalten, ovalen Stein herum, die Opfergaben frommer Hindu an den Mahadeo [1]), das Lingam, die große Gottheit. An den zollangen Dornen anderer Bäume flattern kleine verwitterte Tuchfetzen, und darunter liegen meterhohe Steinhaufen, ähnlich solchen, die längs unseren Landstraßen zum Zwecke der Straßenverbesserung auf-

[1]) Mahadeo — große Gottheit — ein anderer Name für das Lingam (Phallus), das Symbol des Schöpfungsgottes Siva, das in allen Teilen Indiens verehrt wird.

geschichtet sind. Ein Banjara, den der Tod endlich aus seinem Wanderleben erlöst hat, liegt dort von seinen Gefährten begraben, und zum Zeichen, daß die Stätte geweiht ist, hängt jedes Mitglied der Truppe ein Stück von seinem Dhoti oder Sari an den Baum und legt einen Stein auf sein Grab. Das letztere wohl eher, um den gierigen Schakalen das Herausgraben der Leiche zu erschweren. Kein Banjara geht später an der Stelle vorbei, ohne dem Geiste des Toten, der ihrem Glauben gemäß im Baume wohnt, die schlichte Gabe eines Stückchen Tuches vom Kleide und einen Stein auf sein Grab zu spenden.

Manchmal erhebt sich, weitab von den Dörfern, die Ruhestätte eines mohammedanischen Sadhus auf einer fußhohen stufenartigen Erhöhung, mit kleinen rauchgeschwärzten Nischen am Kopfende des weißbestrichenen Grabmals. Hindu und Moslims verrichten dort ihre Gebete, kinderlose Weiber besonders bitten um Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches. Überall die Spuren von Menschen, und doch ist alles so öde, still und verlassen; nirgends ein Mensch.

„Sahib, Sahib — eine Schlange", ruft Krischna und zeigt mit seinem Stocke auf einen ungefähr drei Meter hohen Dornbaum einige Schritte vor uns. Zuerst sehe ich oben nur fünf Mahinas[1]), die merk-

[1]) Stare.

würdig lautlos auf einem Aste in einer Reihe nebeneinander sitzen. Krischna hält die Ochsen an, und ich gehe mit einem Malakkarohr langsam auf den Baum zu, und dann erblicke ich endlich das Reptil, eine Kobra, deren Leib zu zwei Dritteln um den Stamm geschlungen ist und meinen Augen entgangen war, weil ein Rhododendron davor stand. Mein erster Impuls war, mit einigen Steinen das Tier zu töten; dann aber bot sich mir ein Schauspiel, das mich während seiner ganzen Dauer fesselte und heute noch in all seinen fürchterlichen Einzelheiten vor mir steht. Wie schon gesagt, zwei Drittel der Schlange wanden sich um den Stamm, der Kopf mit dem übrigen Teil des schwarzen Körpers streckte sich wie ein Arm nach dem Aste hinüber, wo die Mahinas saßen. Der Kopf war aufgebläht, und aus dem halbgeöffneten Maul zuckte die spitze Zunge. Immer näher, mit langsamen Windungen den Stamm hinauf, schlich das Tier seinen Opfern entgegen. Und diese selbst saßen an ihrer Stelle, hypnotisiert von den Augen der Kobra, und rührten sich nicht. Endlich war der Kopf etwa einen halben Fuß vom ersten Vogel entfernt. Dann eine schnellende Bewegung nach vorwärts, ein Flattern mit den Flügeln, doch kein Wehren gegen den Tod, und während sie ihre Augen auf die übrigen geheftet hielt, würgte die Kobra den Mahina, beim Kopf anfangend, hinunter. Und von den andern

keine Bewegung, die Leben verriet, und so holte sie einen Vogel nach dem andern vom Aste. Mit dem letzten im Rachen glitt sie vom Stamme hinunter, und da trat ich hinzu und konnte das Tier, während die Beute noch in seinem Rachen war, mit dem Stocke umbringen. Der Leser wird natürlich fragen, warum ich dies nicht vorher getan hätte. Ich weiß es nicht, es war keinesfalls nur das Interesse, das mich davon abhielt. Während des Vorganges stand ich mit schauderndem Entsetzen da, fast selbst im Banne des gräßlichen Schlangenblicks — und ich gestehe, daß ich jedesmal, wenn ich unerwartet einer Kobra gegenübertrat, für Augenblicke einfach wie gelähmt war. Hingegen habe ich oft stundenlang vor einem Loche auf die Kobra gewartet, um dieses greuliche Tier zu töten, und bin heute noch bereit, zu diesem Zwecke meilenweit zu gehen. Jene Schlange maß beinahe zwei Meter, und Krischna bestand darauf, daß sie begraben werde, weil sonst, so groß ist der Glaube an ihre Klugheit und Rachsucht, ihr Gespane uns folgen würde, wohin wir auch gingen, um ihren Tod an uns zu rächen. Als wir in der glühenden Mittagshitze wieder weiterfuhren, erzählte er mir die tollsten Geschichten von Kobras, die tagelang dem Mörder ihres Gefährten folgten und ihn endlich mit dem Tode bestraften. Und sonderbar, je länger man mit dem indischen Volke lebt, und je mehr man mit diesem unheimlichen

Tier in Berührung gekommen, um so mehr neigt man zum Glauben an diese Geschichten.

In der dritten Nachmittagsstunde erreichten wir ein breites Flußbett. In der Mitte desselben gluckste ein dünnes Bächlein klaren Wassers durch das weiß schimmernde Geröll. Unter einer Baniane spannten wir die Ochsen aus, Krischna legte etwas Garbi auf die Erde als Futter für die Ochsen, nachdem er sie weiter unten getränkt hatte. Ein Ochse kann den ganzen Tag ohne Wasser laufen, wenn er aber Gelegenheit zum Trinken hat, dann zieht er ein, daß man sich wundert, wohin er alle diese Menge verstaut. Unser Plätzchen war kühl und schattig, und während Krischna den Reis und die Curry sachen aus dem Karren kramte, ging ich mit dem Topfe an das Wasser und schöpfte. Dann suchte ich dürres Holz zusammen und in kurzer Zeit prasselte das Feuer unter dem Topfe, und Krischna zerrieb den Marsala auf einem glatten Stein, den man für diesen Zweck immer mit sich nimmt, während ich im Flusse eine tiefere Stelle aufsuchte und mich ins kühle Wasser legte. Auf einem Tamarindenbaume hinter mir hockte eine Gesellschaft weißbärtiger Affen, aussehend wie Engländer in alten Witzblättern, und schaute mir verwundert zu. Die hatten auch schon lange keinen Weißen mehr gesehen und was sie über meine Anatomie einander nachher im lebhaften Gespräche mitteilten, habe ich wohl gehört, doch war

ihre Sprache mir nicht verständlich. Ich glaube nicht, daß das Urteil schmeichelhaft war. Manchmal hüpfte der Anführer der Bande vom Baume herunter, näherte sich ein wenig der Stelle, wo ich saß, und dann sauste er wieder in den Baum hinauf und teilte den erwartungsvollen Zuhörern mit, daß der Kerl da unten seinen Befürchtungen nach ein Feringhi[1]) sei, worauf lebhafter Protest aus aller Mund. „Unerhört! was drängt der Kerl sich hier ein! wenn er es wagt auf den Baum zu kommen, zerreißen wir ihn und werfen ihn herunter; er schere sich zum Teufel oder zu seinesgleichen!" so lärmten sie in choro. Die Affen können ganz gut schwarz von weiß unterscheiden. Einem Eingeborenen gegenüber, solange er kein hosentragender Renegat ist, zeigen sie keine Furcht, aber der von der Zivilisation zur Karikatur entstellte Europäer flößt ihnen Schrecken und Angst ein.

„Eh Sahib, Kana dear hai!" — Das Essen ist bereit! — Eine einfache Mahlzeit, bestehend aus Reis und Dhalcurry mit einigen Guavas als Nachtisch, auf blitzblanker Messingplatte, selbstverständlich im buchstäblichen Sinne des Wortes — à la main. Wir essen zusammen, trotzdem es lange gedauert hat, bis ich Krischna dazu bringen konnte, denn „es gehört sich, daß der Diener erst esse, wenn sein Meister gesättigt ist". Doch ich machte ihm klar, daß er

[1]) Feringhi = Weißer.

dem Kastengesetz nach auch nicht für mich kochen durfte und dies nur statthaft wäre, wenn wir unser Verhältnis als ein familiäres, brüderliches auffaßten, so ließ er sich überreden, d. h. mit der Stipulation, daß es nur unter uns geschehe, denn er möchte nicht, daß Fremde mit Fingern auf ihn wiesen, als einen Menschen, der keine Scham und Ehrfurcht habe. — Wie wunderbar diese Mahlzeiten stets schmeckten! Heute hier, morgen dort, ohne Smoking oder full dress im weiten, ruhigen Dschungel. Ein in Asche gebackener Chapatti oder eine Handvoll Reis auf grünem Bananenblatte in der Gesellschaft eines lieben indischen Freundes, selbst des ärmsten Teufels, hat mir tausendmal mehr Genuß bereitet als alle Bankette des Kalkutta-Klubs oder des Lieutnant Governors oder der mit allen magenverderbenden, protzenden Weinen beladene Tisch eines Finanziers aus dem Chamber of Commerce in Bombay oder Madras.

Fast eine Stunde führte der Weg den Fluß entlang und dann in einer Schwenkung nach Norden durch einige Baumwollfelder hindurch wieder in den Dschungel. Die Tageshitze war vergangen und die Schatten verlängerten sich. Die Sonne neigte dem Horizonte zu, und in Busch und Baum erwachte allmählich wieder das Leben. In der Ferne stand am Abhange eines sanft abgerundeten Hügels eine

dichte Gruppe von Mangos und Banianen; vereinzelte Palmen ragten darüber hinaus. Der Weg führte darauf zu, und wir hofften mit Einbruch der Dunkelheit dort zu sein. Diese Vereinigung mehrerer Bäume, auch wenn kein anderes Zeichen vorhanden ist, bedeutet immer ein Dorf.

Sonst sieht der Reisende am Abend in der Nähe von Dörfern entweder Vieh oder Menschen, die von den Feldern in der Umgebung nach Hause ziehen; aber nichts zeigte sich, niemand begegnete uns, selbst dann nicht, als der Wagen auf dem breiter werdenden Wege dem Dorfe sich nahte. Schon blickten die roten Mauern der Hütten aus dem Grün hervor, und die Zufahrt war zu beiden Seiten mit Kaktushecken versehen. Ein gelbes Fähnchen flatterte über einer Baumkrone, und immer noch zeigte sich kein menschliches Wesen. Kein Laut. Indessen war die Sonne wie eine riesengroße, blutrote Kugel hinter der Ebene verschwunden, und für einige Augenblicke schien es, als wollte sie den Dschungel mit ihren Flammen bedecken. Dann leuchtete sie noch feurig in die Wolken hinein, die auf einmal da waren, in flammenden Fetzen, während im Osten schon die Dunkelheit heranschlich und ihre blauen, dichten Schleier über die Erde zog. Eine Schar Gazellen rannte über die Ebene dem sinkenden Rot entgegen, und hoch in den Lüften kreiste ein Geier.

Das Dorf ist mit einer Dornenhecke umgeben, und am Eingange steht unter einer Ficus religiosa das kleine, aus Backsteinen rohgefügte Tempelchen auf einer Erhöhung von Steinen. Drei Stufen führen hinauf, und Kokosnußschalen liegen zerstreut umher. Mangoblätter hängen an einer Schnur vor der Öffnung des Heiligtums, in dem das plumpe Bild Ganeschas, rotbeschmiert, einsam und verlassen, der Beter harrt. Doch keiner ist da. Nur ein räudiger Pariahund, zu krank um zu bellen, wie es sonst Sitte aller Dorfhunde ist, schleicht dorfeinwärts. Ein sonderbares Gefühl beschleicht mich, dieses Schweigen ist unheimlich. Aber noch beklemmender ist der Eindruck bei meinem Gang durchs Dorf. Keines Menschen Stimme! Ich gehe auf das erste Häuschen zu. Auf einem in die Mauer eingebauten Gesims stehen einige leere Flaschen, ein Glas, dick wie ein Schuhwichsetopf, steht daneben, und auf der Lehmmauer des Vorbaues ruht ein schwarzer Toddykessel. Eine Schnapsbude, wo die Çudras und Parias ab und zu sich betrinken, um Hunger und Not zu vergessen. Die Hütte ist leer, und so ist jedes Haus, von dem des Dorfpatels bis zu den verfallenen Hütten der „Unberührbaren", die ein mit allem Unrat angefüllter Graben als Scheidewand von den Häusern der Kasten trennt. Alte Tücher und zerbrochene Töpfe liegen darin wirr durcheinander und ein Schakal rennt an mir vorbei

ins Freie. Ein totes Dorf! Oft habe ich solche auf meinen Wanderungen getroffen, aber noch nie hat die Todesstimmung mich so ergriffen wie an jenem Orte. Was mag der Grund gewesen sein, der diese Menschen, die allem Anschein nach vor Tagen noch die Stätte belebten, in die Wildnis trieb? War es Krankheit, Armut oder sonst ein furchtbares Unglück?

Sinnend über diesem Geheimnis ging ich wieder am verlassenen Tempelchen vorbei, zu Krischna und dem Wagen am Eingange des Dorfes zurück. Tote Dörfer sind von Geistern und Dämonen bewohnt. In ihrer Nähe zu rasten, birgt Gefahr. Deshalb wollte Krischna trotz der Dunkelheit weiterziehen. Doch mich hatte die Neugier ergriffen, und nach einigem nutzlosen Sträuben willigte er ein, unter einem Baume vor dem Dorfe das Nachtlager zu bereiten. Eine wunderschöne, eben in ihrer Blütenpracht prangende „Flamme des Waldes" breitete in dessen Nähe ihre blätterlosen Äste aus.

Flamme des Waldes! Wenn alles Leben in der Natur zu Grabe gegangen, der letzte Halm in der sengenden Sonne vertrocknet und selbst die roten Blüten der eintönigen Kakteen erstorben sind, dann bedeckt sie sich mit einem Meer blutigroter, flammender Pracht: Alle Blätter fallen zur Erde, und der zarteste Zweig ist mit einer kelchartigen Blume

versehen. Die Äste greifen aus in gleichmäßiger Entfernung, Blüte reiht sich an Blüte, so daß der große Baum von ferne sich ansieht wie ein gewaltiger, feurig roter Blumenstrauß. Myriaden von Glühwürmchen und anderen Insekten umschwärmen den Baum, der einen süßen, schweren Duft, fast wie von sterbenden Lilien, um sich verbreitet. Kein Dichter hätte eine schönere Bezeichnung für diesen Baum erfinden können als der Volksmund fand, Flamme des Waldes!

Gegenüber stand eine Baniane, deren Wurzeln gierig vom Aste hinunter nach der Erde sich streckten. Ich habe am Ufer des Nurbaddafluſſes einen solchen Baum gesehen, der an die zweitausend zu Stämmen sich wieder entwickelnde Wurzeln besaß. Der Ursprung des Namens ist unbestimmt. Nach einer alten Erzählung soll der Name Baniane von englischen Ansiedlern am Persischen Meerbusen herrühren. In den Tagen der Ostindischen Gesellschaft befand sich in der Nähe Shiraz' eine englische Faktorei und handelte mit indischen Kaufleuten, welche während ihres Dortseins täglich unter einer Ficus religiosa vor einem kleinen Tempelchen ihre Gebete an die heimatlichen Götter verrichteten. Die Kaufleute wurden damals schon wie heute in Indien Banians genannt, und der Baum, unter dem sie beteten, erhielt deshalb den Namen „Bunyantree" Banianenbaum. Sei die

Legende authentisch oder nicht, eines ist gewiß, beide haben einen gemeinsamen Zug. Wo der Baniane sich niedergelassen, sei es in Dorf oder Stadt, da saugt er das Land mit seinem gierigen Wucher aus, so daß Armut und Elend die Spuren seines Daseins beweisen. Und keine Pflanze, auch nicht das schlichteste Büschel von Gras kann dort gedeihen, wo die Baniane ihre habgierigen Wurzeln in die Erde gesenkt hat. Dem Wanderer aber bietet die Ficus religiosa oder Bengalensis willkommenen Schutz auf den langen, verlassenen Heerstraßen Indiens. Ihre dicken, dunkelgrünen, handgroßen Blätter beschirmen ihn vor den Sonnenstrahlen, und des Nachts breitet sie wie eine schützende Decke ihre Blätterkrone über sein Nachtlager.

Unter einer solchen Baniane richteten wir uns für die Nacht ein. Geschwärzte Steine lagen umher und etwas abseits zerbrochene, irdene Töpfe — Zeugen, daß andere Reisende, die heute der Dschungel in sein großes Schweigen wieder aufgenommen hatte, hier gerastet. Bald flackerte das Feuer unter dem Topfe, und die Affen, die zuerst stille und dann unter schreiendem Protest unsere Vorbereitung betrachteten, flohen vor dem beißenden Rauch, der in die Äste stieg, in den dunklen Umkreis. Während Krischna kochte, ging ich einige Schritte abseits und schaute hinüber nach dem Dorfe. Doch kein Lebenslaut, wie es sonst

aus jedem indischen Dorf ertönt, klang zu mir hinüber. Dann rief der Diener mich zurück zum schlichten Nachtessen, und für eine Stunde vergaß ich das Dorf. Nach dem Essen setzten wir uns hin, zu beiden Seiten des Feuers. Krischna holte die kleine, tönerne Wasserpfeife hervor, legte Glut darauf, und wir rauchten und erzählten uns dies und jenes: die Ereignisse des Tages oder des Lebens, das wir in Kalkutta zurückgelassen hatten und das so weit, so weit hinter uns zu liegen schien. Nach und nach nahm die Unterhaltung den gewöhnlichen Gang an, d. h. Krischna erzählte von seinem Dorfe weit oben in den Provinzen von Oudh, vom alten Manne, der über hundert Jahre alt war, dem Dorfpriester, der einen bösen Geist in die Tempeltrommel gebannt hatte, von Geistern, die in Bäumen in der Nähe des Dorfes wohnen und des Nachts die Menschen erschrecken und verfolgen. Krischna erzählte gerne von Geistern und Zauberei, und sonst hörte ich ihm unermüdlich zu oder erzählte dann von der eigenen Heimat mit ihren Bergen und Seen; aber heute wollte die Frage nach dem Schicksal jenes stillen Dorfes dort drüben nicht aus meinen Sinnen, und wieder ging ich vom Feuer hinweg bis an den Rand seines Lichtkreises und starrte ins Dunkle hinaus.

Es ist etwas Eigentümliches um die indische Nacht, ganz besonders im Dschungel und wenn man allein

ist. Aus jedem Baum tönt tausendfaches, reich pulsierendes Leben, und doch — jenes wunderbare, hehre Schweigen. Grillen schmettern zu Tausenden im Grase; um die Büsche flimmern leuchtende Glühwürmer, und wollüstiger, schwerer Blütenduft weht, man weiß nicht woher. In einem Busche unweit von mir schluchzt eine Nachtigall ihre süße Liebesklage. Schmelzende, fast ersterbende Töne, die anwachsend in einen jubelnden Triller wieder ausklingen, als zöge die Seele des kleinen Geschöpfes mit dem Liede hinaus in die Nachtluft. — — „Hasargitana", die „Tausendliedrige", nennt der Inder die Nachtigall seit alters her, auch dies ein schönes Zeugnis der poetischen Ausdruckskraft des indischen Volkes. Auf einmal verstummt das Lied; ein Flattern, dann ein angstvoller Schrei, und das Liebeslied hat sich in eine Todesklage verwandelt. Das ist das Leben im Dschungel: süße Lieder und Todesschrei, Lust und Schmerz, Furcht und Schrecken, Tod, Leben, Geburt und Vernichtung; darüber majestätisches Schweigen, durchdrungen von der Überfülle des Lebens; und über allem der demantenbestreute, funkelnde Nachthimmel, so wie nur der Osten ihn kennt.

Die Finsternis verdichtete sich, die Ochsen lagen am Boden und kauten träge an den Garbistauden. Um uns herum erscholl das heisere Bellen der Schakale, Papageien krächzten im dunklen Gezweig, Myriaden

von Grillen sangen ihr ohrenbetäubendes Lied, und in irgendeinem Baume unterhielten sich noch einige geschwätzige Affen. Auf einmal verstummte alles Leben, als wäre ein Schauer über alle Wesen gekommen; aus der Ferne ertönte ein heiseres Knurren und schwoll an zu drohendem Donner, zornigem Gebrüll; stoßweise, immer lauter; die Ochsen zerrten an den Koppeln, Krischna warf schnell noch einige Äste auf das Feuer, im Laub der Büsche raschelte es; jedes Tier suchte Schutz und Sicherheit, und die sonst so mutigen Affen flohen entsetzt in das höhere Geäst. Ich wollte die einsame Stelle verlassen und zum Feuer und zu Krischna zurückkehren. Da glaubte ich im Dunkel unter „der Flamme des Waldes" eine Gestalt zu sehen; ich hatte mich nicht getäuscht, dort war jemand. Ich ging näher und fragte, wer es sei, doch bekam keine Antwort. Da ging ich hinzu, und als das Wesen sah, daß eine Flucht nicht mehr möglich war, erhob es beide Arme wie zur Abwehr und rief: „Maila!" Unrein! Es war eine Aussätzige. Im Scheine der gerade auflodernden Flamme an unserem Feuer erkannte ich ein Weib in zerrissenem, gelbem Gewande; also eine doppelt Geächtete. Aussätzig und verwitwet! Sie gestand, daß sie in der Dunkelheit in die Nähe meines Feuers gekommen sei, um nach Speiseresten zu suchen, die wir vielleicht weggeworfen. Ganz an unser Feuer wollte sie nicht kommen, so sehr ich auch

drängte; freilich Krischna machte Anstalten zu weichen, denn er war noch ein Kind seines Volkes und wurzelte in dessen Gesetzen und oft grausamen Vorurteilen. Etwas abseits setzte sie sich auf den Boden, zusammengekauert, beide Hände vor der Stirne und das Haupt auf die Knie gesenkt. Das Tuch hatte sie bei ihrem widerstrebenden Näherkommen bis auf die Nase über das Gesicht heruntergezogen. So saß sie da, und das flackernde Feuer, das sonst so mitleidig ist, hatte kein Erbarmen, sondern warf dämonisch boshaft seine grellen Lichter auf die elende Gestalt, um ihr Elend noch sichtbarer zu machen. Wenn sie auf meine Fragen nach langen Pausen kurze Antwort gab, dann klang es so traurig, wie die Sprache der bittersten Verzweiflung; immer der gleiche Tonfall, keine Gebärde, keine Bewegung verriet das Furchtbare, das sie durchgemacht hatte. Ein widerlicher Geruch von Fäulnis wehte von ihr aus, und im Feuerlichte sah ich an ihr, wenn sie ab und zu das Tuch ein wenig vom Gesicht hob, die schreckliche Verheerung der Krankheit. Finger und Zehen waren angefault, eine eiterige Schicht lag auf den Unterlippen, und an Stelle der Nase starrten zwei häßliche Löcher mir entgegen wie aus einem Totenschädel. — — — Dazu eine Witwe!

Ich fragte sie nach dem Schicksal des Dorfes, und da erzählte das Weib in jener eintönigen aber

beredsamen Sprache, die die Hoffnungslosigkeit, der tiefste Schmerz nur verleiht, die Geschichte vom Sterben in jenem Dorfe.

So hub sie an:

„Sahib, vor vier Wochen noch war das Dorf dort drüben voller Leute, aber ich wohnte nicht mehr unter ihnen, denn ich bin aussätzig und muß dem Brauch gemäß in jener Hütte dort drüben beim Teich wohnen. Ich durfte aber jeden Tag ins Dorf hineinkommen und sah meine Kinder und meinen Mann, der ein anderes Weib an seinen Mahlstein geholt, an mir vorübergehen an die Arbeit im Felde. Dann aber starb er; und weil ich gesündigt und Schiwa mich durch seinen Tod gestraft, trieben sie mich ganz aus dem Dorfe, denn sicherlich ruhte der Fluch des Mahadeo auf mir; warum wäre ich sonst aussätzig geworden und dann noch Witwe? Manchmal aber bin ich trotzdem bis an die Kaktushecke geschlichen und habe hinüber geschaut in das Dorf, wenn sie nachts um den Pipulbaum saßen und Lieder sangen. Wenn aber die Hunde anschlugen, schlich ich wieder hinweg und ging in meine Hütte, wo ich allein war, denn ich fürchtete den Kotwal. So habe ich lange, lange dort drüben gewohnt, Sahib, und auf den Tod gewartet, aber er kommt nicht, und in der Nacht hörte ich meine Kinder, von denen sie mich hinwegtrieben.

Vor vier Wochen ist der Patel aus dem Dorf zur Stadt gefahren zur Hochzeit seines Enkels. Er war ein reicher Mann. In seinem Hause hingen Glaskugeln von der Decke, und der große Getreidekorb im Hofe war nie leer. Seine Frau und seine Tochter waren im Wagen, als er dort drüben aus dem Dorfe hinausfuhr, und die Ochsen hatten Halsbänder von weißen Kauris und viele Glöcklein klingelten an den Bändern. Nach fünf Tagen kam er zurück. Ich sah den Wagen hereinkommen, als die Kinder vom Dorfe die Viehherden nach Hause trieben. Er wäre länger in der Stadt geblieben, aber die Bimari, die große Krankheit, sei in der Stadt, so erzählte er in der Nacht auf dem Dorfplatz:

Aus der großen Stadt sei ein weißer Sahib gekommen mit vielen Sepoys, und vor der Katchery errichteten sie ein Zelt. Dann holten sie die Leute und versprachen ihnen eine Dowai[1]) gegen die Bimari. Viele gingen hin, und der weiße Sahib stach ihnen mit einem glitzernden Eisen in den Arm. Aber der Pujari[2]) verbot den Leuten hinzugehen und sagte, daß es ein böses Mantram der Weißen sei, und wer davon erhalte, werde sterben und verliere die Kaste. Er haßt die Weißen, der Pujari und sagt, daß sie die Schuld an unserer Armut trügen, denn die Götter

[1]) Dowai = Medizin.

[2]) Pujari = Oberpriester.

seien beleidigt, und wer mit den Weißen, die Kühe schlachten, zu tun habe, sei unrein. Als der Bruder des Pujari im Zorne sein junges Weib erschlug, weil es ihm untreu war, und sich in der Hütte des Pujari versteckte, sagte dieser zum Sepoysubadar[1]), der Gesuchte sei in den Dschungel geflohen. Und die Sepoys glaubten ihm, denn sie taten ihm nichts. Sonst nehmen sie die Leute nach der Katchery und schlagen sie mit Lathis[2]), bis sie bekennen.

Auch in das Haus seines Enkels kam ein Sepoy und sprach ihm von der Dowai. Da ward der Patel von der Furcht geschlagen und verließ die Stadt.

Aber die Bimari ging mit ihm — sie war sein Karma. Dem Karma entrinnt keiner, und gegen das Karma gibt es keine Hilfe und kein Gebet.

Und zwei Tage nachher läutete der Pandit die Glocke beim Tempel; sie machten Pujah, denn der Patel lag krank. Sein ältester Sohn lief am Nachmittag in das nächste Dorf, dort, wo der Fluß um den Berg verschwindet, und kam mit dem Kurrumba zurück. Er ist ein großer Zauberer, der Kurrumba, und kann Menschen und Tiere von Krankheiten und Geistern befreien, aber der Patel wurde nicht besser, und als in der Nacht sein Weib vor der Hütte saß und ihre Klage sang, da wußte ich, daß auch sie eine

[1]) Sepoysubadar = Wachtmeister

[2]) Lathis = Bambusstöcke.

Witwe würde. Und in der Nacht starb er, und dann kam die große Krankheit an seinen Sohn, ergriff auch seine Tochter und ging hinüber von Haus zu Haus, und alle starben. Vom Morgen bis zum Abend opferten sie beim Mandi (Tempel) Ziegen und Hühner, doch die Bimari blieb. Ich wußte, daß alles nichts nützen würde, das Beten hatte auch mir nicht geholfen, als ich die Krankheit kommen sah, die mich vom Hause trieb. Es war mein Karma. Zuerst trugen sie die Toten hinaus hinter das Dorf und begruben sie, häuften Steine und Dornen auf die Gräber, damit die Schakale sie nicht hinauszerren würden, aber als nur noch wenige im Dorfe blieben, da beschlossen die noch Lebenden, lieber in den Dschungel zu gehen und dort Hungers zu sterben, als an der Bimari zugrunde zu gehen. Am gleichen Morgen, nachdem sie meinen zweiten Sohn, der einmal davongerannt war, als ich ihm aus der Ferne zurief, hinter das Dorf trugen und dort liegen ließen, zogen sie alle aus dem Dorf; es waren nicht mehr viele. Der Barbier trug sein Kleinstes auf der Hüfte und der sechsjährige Gopal ging weinend hinterher, aber am Eingang des Dorfes fiel er am Wegrand nieder, und der Vater schlug sein Weib, weil es zurückgehen wollte, um ihn aufzuheben. Bald waren alle fort, und hinter der Hecke hervor kam ich an den Knaben und nahm ihn zu mir in die Hütte, wenn ich auch

wußte, daß ich dadurch gegen das Gesetz gesündigt. Er starb und ich trug ihn zum Teiche und holte mein Kind aus jenem Feld dort drüben. Beide begrub ich und legte Steine und Äste über sie, damit die Schakale nicht an sie kommen. Wenn du hingehst, Sahib, hinter das Dorf, so wirst du sie noch sehen, die übriggeblieben sind, aber du kannst sie nicht mehr erkennen, denn die Hunde, die Schakale und die Geier haben sie zerrissen. Nur ich, die sterben wollte, lebe noch; das ist Karma. So sind sie alle gestorben, die mich mit Steinen aus dem Dorfe trieben und den Fluch auf mich legten, meine Kinder, der reiche Patel, der Kotwal und sein junges Weib. Und die Frau des Patels, die vor zwei Wochen noch höhnend mich „Unreine" genannt und Erde gegen meine Hütte geworfen hatte, rannte vor zwei Nächten heulend in den Dschungel hinaus. „Du hast die Bimari in das Dorf gebracht" schrien sie hinter ihr her. Sie rannte an meiner Hütte vorbei, aber ich freute mich nicht, denn auch sie kann ja nichts gegen ihr Karma!"

Dann schwieg sie einen Augenblick und sagte darauf: „Das war das große Sterben, Sahib." Wieder verstummte sie und saß, tief gebeugt, wie leblos, eine Weile vor mir.

Plötzlich erhob sie ihre verstümmelten Arme gen Himmel, und aus ihrem Munde kam nur ein Wort, das aber so furchtbar traurig, als läge all das Weh

ihrer Erfahrungen in diesem einen Laut, daß es mich bis ins innerste Herz erschütterte — Chudawand — Chudawand, Großer Gott!!

Was halfen hier Trostesworte? Die Majestät des Schmerzes legte ihre Hand auf meine Lippen, und als das Weib aufstand, grüßte und in die dunkle Nacht zurückging, vor sich hinsprechend die einzigen Worte: „Kya Feida-Chudawand, Chudawand!“ stand ich immer noch wortlos da und sah ihr nach.

Mir war, als müßte alles Leben um mich erstarren in schauerndem Entsetzen, und doch jubelte und leuchtete es um mich herum, und die ewigen Sterne glitzerten auf mich hernieder, still, geheimnisvoll, als wüßten sie eine Antwort.

Und immer mächtiger drang Frage um Frage auf mich ein, rüttelte an meinem Innern und verlangte nach Antwort auf wenigstens jene große Frage, die alle Menschengeschlechter bis heute jammernd und mit blutendem Herzen in die Nacht hinausgerufen haben — die Frage nach dem Sinne, dem Zwecke, die Frage nach dem Warum, nach dem Grunde für all ihr Weh — die Frage, die bis heute noch nicht beantwortet ist, nie sein wird! Und wenn sie es wäre, — wäre das dann die Erlösung?!

Was hülfe es jenem armen Weibe, jener zweifach vom grausamen Schicksal Geschlagenen, zu wissen, daß ihr Schmerz der Wille eines gütigen Vaters ist —?

Gäbe das in die tiefschwarze Nacht ihres Leidens tröstendes Licht?!

Und im Dunkel der Nacht sah ich ein Bild. Die Jünger stehen um ihren Meister. Ihre Herzen sind gerührt vom Anblicke eines armen Blinden. Und sie fragen ihn: „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren?“ —

Und der Menschensohn antwortete: „Weder dieser noch seine Eltern haben gesündigt, sondern daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm!“

Hatte Christus recht? — Ist dem so? — Quält und peinigt Er nur, damit seine Liebe und Herrlichkeit im Schmerze der Geschöpfe sich offenbare?! — Ein furchtbarer Gedanke: ein noch furchtbarerer Gott!!

Oder ist alles nur blindes Walten — Zufall?! — Undenkbar! oder ein Gesetz, dessen innerster Plan uns verhüllt bleibt? Könnte diese Erkenntnis ein Trost sein für die Aussätzige, die mit Flüchen aus dem Kreise der Menschen getriebene Witwe, die arme Mutter, die mit verstümmelten Händen Steine und Dornen auf das Grab ihres Kindes schichtet, das sie im Leben nicht lieben durfte? Würde ihr Seelenweh dadurch gemindert oder das langsam verblutende Herz geheilt? Wer soll es begreifen?! Wahrhaftig: „Kya Faida, Kya Faida?“ Was nützt es, wo ist der Sinn? Oder hat vielleicht der alte Seher recht, der da sagt: „Die Götter sind der Menschen Werk?“

Und dieses dumpfe, verzweifelte Kya Faida, das lastet wie eine Gletscherschicht auf den Seelen von über fünfzig Millionen Menschen und erstickt selbst den kleinsten Funken, der sie mit der Gottheit verbindet. Das Streben und Drängen nach Licht und Glück ist dem Paria fremd. Wie das Tier lebt er dahin; seine Bedürfnisse sind die des Tieres, mit dem er lebt — Nahrung und Zeugung.

Was jahrhundertelanger, pfäffischer Druck erreichen kann, das zeigt uns der Paria in den indischen Dörfern. Lange, lange stand ich da und sann und sann; und vor meinem Geiste sah ich die Riesengröße der Arbeit und die Opfer, bis auch hier „die Finsternis zum hellen Lichte sich verwandeln würde". Vom Dorfe herüber klang das Rufen der Schakale; erst vereinzelt, wie Spottgelächter, dann hundertstimmig im Chore, oft wie das Klagen gemarterter Geister.

Dann ging ich zu unserem Feuer zurück. Der Dschungel schwieg nachtumschlungen und rüstete sich für einen neuen Tag, die Sterne verblaßten allmählich, und im Süden, über dem noch schwarzen Dschungelrande, erstrahlte das südliche Kreuz: der letzte Vorbote des grauenden Morgens.

Ein kühler Wind strich durch Bäume und Büsche, die Glühwürmer schwirrten schon lange nicht mehr um die Blüten der Waldesflamme, und selbst die

nimmermüden Grillen waren verstummt. Der an Geheimnissen und Wundern ewigreiche Dschungel schuf jetzt seiner Wunder schönstes: er gebar den neuen Tag! Im Osten erschienen zarte Lichtfluten und verdrängten langsam die Erinnerung an die dunkle Nacht mit ihren Schatten. —

Krischna hatte eben zusammengepackt, die Ochsen standen unter Joch, und ein verkohlter Ast ragte aus der weißen Asche heraus, als ich erwachte.

Nach kurzem Morgenimbiß ging ich nochmals zum Dorfe hinüber, am anderen Ende desselben hinaus, und am Teiche vorbei, wo Webervogelnester von den Kronen verkrüppelter Palmen herunterhingen. In einer Vertiefung, die umgeben war von Kakteen und anderem Dornengesträuch, lagen die Leichen der Pestopfer. Einige nachlässig gegrabene Löcher waren wieder aufgerissen von den Schakalen und Pariahunden, und einzelne Gliedmaßen lagen zerfetzt umher; Tuchstreifen flatterten an den Zweigen und Dornen, und ein entsetzlicher Leichengeruch verpestete die Luft. In der Tat, die arme Aussätzige hatte recht: sie waren nicht mehr zu erkennen. Ein Rudel gelber, feiger Dorfhunde knurrte mich faul an und fraß weiter an den Leibern ihrer früheren Herren. Dazwischen hockte eine Schar von Geiern, und etwas abseits zankten sich krächzende Raben und hieben mit ihren Schnäbeln auf die Leichen ein.

Gegen den Teich zu erhob sich der Hügel, worunter die Mutter ihr Kind und den kleinen Copal begraben hatte.

Noch einige Tage, und nichts wird übrig sein als gebleichte Knochen und hier und da ein verwitterter Fetzen an einer Staude. Die Hütten, wo am Mahlsteine die Frauen ihre Lieder sangen, werden zerfallen sein, wie das Tempelchen am Eingange des Dorfes, und der Wanderer wird sich beeilen, um des Nachts nicht in der Nähe der Todesstätte weilen zu müssen, denn die Frauen und Männer und Kinder, die einst dort lebten, sind zu bösen Geistern geworden und in den Palmen am Teich und am Eingange des ehemaligen Dorfes lauern sie auf menschliche Wesen, um ihnen zu schaden.

Ich wandte mich ab und folgte dem Wagen, der dem offenen Dschungel zufuhr.

Das Dorf lag schon weit hinter uns, als ich unter einer Tamarinde am Wege die Witwe erblickte. Krischna hielt die Ochsen auf meinen Befehl hin an, und ich ging auf sie zu, um mit ihr zu sprechen, denn wenn ich auch nicht wußte, was tun, so fühlte ich doch, daß das arme Weib nicht allein in jener Todesöde bleiben könne.

Aber sie führte abwehrend und dankend ihre verstümmelten Hände zur Stirne und sprach wieder diese hoffnungslosen Worte des indischen Parias: „Kya Faida“.

Dann fügte sie hinzu: „Du bist gut, Sahib, aber ich bleibe bei meinem Kinde, es ist mein Karma. Möge das deine ein glückliches sein!"

Und sie kehrte sich um und ging langsam, quer durch das Gebüsch ihrer Hütte zu und verschwand zuletzt in einer Versenkung. Als ich nach einem Monat auf der Heimreise wieder an jener Stätte vorbeikam, war auch ihre Hütte zerfallen. Die Aussätzige war nicht mehr da, neben dem ausgetrockneten Teiche schimmerten die weißen Knochen in der Sonnenglut, und auf dem Dorfplatze hatte eine Schlange in den Wurzeln des Pipulbaumes sich eine Wohnung gebaut; aber im kleinen Tempelchen am Eingange des Dorfes hockte der dickbäuchige Ganescha in beschaulicher Ruhe auf seinem Altar, und einige Eidechsen huschten auf seinen Armen umher. Doch die Decke über ihm war schon zerrissen, und eine Banianenwurzel streckte von unten herauf ihre zerstörungssüchtigen Finger nach der Gottheit, um ihr zu beweisen, daß auch die ewigen Götter dem Gesetze des Werdens und Vergehens unterworfen sind.

Das sind „Tote Dörfer", so wie der Reisende sie öfters trifft im indischen Dschungel — sie gehören zu ihm wie die Flamme des Waldes mit ihrem Blumenduft, wie seine kühlen Winde, seine Sternenpracht, wie das Liebeslocken der Bulbul und das Todeslied

der Nachtigall, wie sein majestätisches, hehres, sphynxartiges Schweigen. Und deshalb sehnt sich zum Dschungel zurück, wer einmal seinen Hauch gefühlt, seine Sprache gehört hat und von seinem großen Schweigen bis in die tiefe Seele erfaßt und erfüllt worden ist.

Krischnan und Harinath

Weitab von der lärmdurchtosten Hauptstadt Kalkutta, am Fuße der Purgannah-Hügelkette, liegt das Dörfchen Hetampur. Es unterscheidet sich äußerlich keineswegs von tausend anderen in Indien, und doch bedeutet es in meiner Erinnerung so vieles. Wenn vor mir auftauchen alle die lieben Gestalten, all die schönen Bilder meines Lebens dort drüben, die Gesichter der Freunde, in kaleidoskopischem Durcheinander, Studenten der Universität, Diener, die eher den Brudertitel verdienten, arme Bauern, die ihr kärgliches Mahl mit mir teilten, Fürsten in ihren Palästen und fahrendes Volk auf der Heerstraße — dann zittert immer im Hintergrunde das unter Laub versteckte Dörflein Hetampur. Im Norden desselben steigt der höchste Hügel Bengalens empor. Nach Süden zu, wo sich das Tal gegen den Ganges hin abflacht, dehnen sich Reis-, Baumwoll- und Kornfelder. Auf beiden Seiten nach Osten und nach Westen hin weitet sich der feierliche Dschungel. Hier und da ein dorniger Busch mit staubbedeckten Blättern, die in der Mittagshitze im Sonnendunst wie hinter einem feinen Schleier sich bewegen.

Hohe Mangobäume umgeben und überdachen die kleinen Hütten, deren Rot durch das dunkle Grün hervorschimmert. Je näher man dem Dorfe kommt, um so ausgetretener wird der Weg. Hohe Kaktushecken bilden einen Zaun an beiden Seiten des Eingangs, um das Ausbrechen der Viehherden zu verhindern, wenn sie des Abends von den kleinen Dorfjungen aus dem Dschungel nach Hause getrieben werden. Hier und da erhebt sich neben einem Dornbusch der kleine Grabhügel eines Dorfbewohners aus niederer Kaste, und direkt am Eingang des Dorfes steht ein kleines Tempelchen, nicht größer als eine Waldkapelle in Tirol oder im Schwarzwald. Sechs zerfallene steinerne Stufen führen zum Schreine hinauf. Das Gebäude ist roh gefügt aus flach behauenen Steinen, und im Inneren sitzt auf dem niederen Altare das Bild Hanumans, des Affengottes. Ein Pipulbaum breitet seine hellgrüne Blätterkrone darüber, Eichkätzchen hüpfen von den Ästen auf das Bild des Gottes hinüber, und zierliche Eidechsen huschen über seinen plumpen Leib. Um den Baum herum liegen zerbrochene Kokosnußschalen, fromme Gaben der Dorfbewohner an die Gottheit. Auch verwitterte Schlangensteine lehnen an der zerklüfteten Wand des Tempelchens. Der Dorfplatz sieht aus wie jeder andere, rechts und links die Häuser der Brahminen, weiß gestrichen, mit einer kleinen Veranda, deren Boden jeden Morgen von der fleißigen

Hinduhausfrau mit zierlichen Arabesken aus Kalkstaub geschmückt wird. Das größte Haus gehört dem Patel, dem Bürgermeister oder Dorfältesten. Die Häuser sind rein, sogar der Vorplatz vor ihnen ist so sauber, daß man darauf essen könnte, und über dem Türpfosten steht der Dreizack des Gottes Siwa. Ein hoher Pipulbaum mit weitragenden knorrigen Ästen steht in der Mitte des Dorfplatzes, und um seinen Stamm herum läuft eine niedere Bank wie ein Mäuerchen, aus Lehm errichtet. Am Abend sitzen die Männer des Dorfes an diesem Platz und erzählen sich in ihrer singenden Sprache die gleichen Geschichten, die ihre Väter und Vätersväter sich erzählt haben, und rauchen dazu aus der kleinen irdenen Wasserpfeife. Wenn am Abend das Vieh in dem von Kaktus umgebenen Kral versorgt und draußen im Dschungel zum ersten Male der Schrei der Schakale erklungen ist, dann belebt sich der Dorfplatz. Die Frauen stellen die kleinen irdenen Öllämpchen auf die Mauer der Veranda, und die Männer setzen sich auf die Bank unterm Pipul. Es liegt ein wundersamer Friede über dem Dorf. Durch die Blätterkrone schimmert das strahlende Lichtermeer des Himmels. Vom Teich her, der direkt hinter dem Dorfe liegt, erschallt das Quaken der Frösche, und Grillen schmettern ihr unaufhörliches Nachtkonzert. Schweigen, tiefes, friedevolles Schweigen — und doch aus allen Ecken und Enden die Stimmen des

Dschungels mit seinem tausendfältig pulsierenden Leben.

Ich kannte sie alle, die Männer des Dorfes, und manche Nacht saß ich unter ihnen und plauderte mit ihnen über den Inhalt ihres einfachen Lebens. Da war der alte Kotwal, der nur noch ein Ohr hatte; — ein Schakal hatte ihm, als seine Mutter ihn als kleines Kind vor der Hütte kurze Zeit allein ließ, das andere abgebissen. Er behauptete, die Geister bannen zu können, und wenn er seine gruselichen Geschichten erzählte von Dämonen und Kobolden, die des Nachts in den Kronen der Bäume vor dem Dorfe klagten, so verstummten die anderen, und ein Schauer durchrieselte alle, wie kleine Kinder, wenn sie den Geistergeschichten eines Großmütterchens lauschten.

Der Skeptiker des Dorfes war Girin, die rechte Hand des Dorfältesten. Er war einmal für ein halbes Jahr auf einer Schule, wo englisch gesprochen wurde, etwa 30 Meilen vom Dorfe entfernt, und nun kommandierte er die an Bildungsgrad unter ihm Stehenden mit seiner unangenehmen, quiekfenden Stimme. Er war spindeldürr, etwas o-beinig, und beim Sprechen bewegte sich der Adamsapfel an seinem geierartigen Halse und gab ihm das Aussehen eines streitsüchtigen Hahnes. Er war selbst auf die Priester nicht gut zu sprechen und liebte es, ein wenig den Atheisten zu spielen. Trotz allem war er ein harmloser, gutmütiger

Mensch — wenn ihn keiner zum Widerspruch aufreizte. Der Liebste aber war mir der alte Dorfnachtwächter. Es ist ja wahr, daß er in der Ausübung seines wichtigen Berufes nicht gerade sehr gewissenhaft war und das Ankünden der Nachtstunden den Schakalen überließ. Aber niemand wäre es eingefallen, ihn zur Rede zu stellen, denn noch nie war ein Diebstahl im Dorfe vorgekommen, und — was am meisten in die Wagschale fiel — er hatte die Erhebung Anno 58 mitgemacht. Als Sepoy begleitete er jene heldenmütige Schar, die den fürchterlichen Weg im heißesten Monat des indischen Sommers von Kalkutta nach Lucknow zu Fuß zurücklegte, um den belagerten Brüdern Befreiung zu bringen. Es waren schöne Stunden trauten Beisammenseins, die ich unter diesen Menschen verlebte, und als ich mit ihnen etwas mehr verknüpft war, erzählte ich aus meinem eigenen Leben, von der Heimat, mit ihrem Silberdiadem der Alpen und Firnen, von Vater und Mutter; ja, oft habe ich das kleine Tam-Tam des Getreidehändlers zur Hand genommen und zu dessen Takt die Lieder und Jodler der Urkantone ihnen vorgesungen, während sie in ihrer Weise den Refrain, wenn nicht mit großem Geschick, so doch mit viel gutem Willen, mitsangen.

Mein Dorf war aber nicht nur ein Idyll, es barg auch Armut, Elend und Sünde. Hinter dem Hause des Kotwals zog sich ein breiter Graben quer durch das

Dorf und schied es in zwei Hälften. Jener Graben war unüberbrückbar; so nahe sie sich berührten, so unendlich waren sie doch wie zwei Planeten voneinander getrennt. Der Graben war angefüllt mit dem Unrat und Schutt aus dem Brahminendorfe, und während die Kastenleute einen tiefen, peinlich sauber gehaltenen Brunnen etwas abseits vom Dorfplatz besaßen, wo sich am Abend die Frauen und Mädchen versammelten und für ihre Häuser das klare und gesunde Wasser schöpften, mußten jene auf der anderen Seite aus einer schmutzigen Grube schöpfen, und manchmal gingen die Jungen aus dem Brahminendorfe bis an die Grenze und beschmutzten auf scheußliche Art den Brunnen noch mehr.

Armut, Elend, Sünde! Wie eng sind die drei doch ineinander verschlungen! Monatelang kannte ich das Pariadorf nur durch Blicke, die ich über den Graben hinüberwerfen durfte; denn wer es betritt, verliert seine Kaste und kann unter seinen früheren Verwandten und Bekannten nicht mehr hausen. Es brauchte viel Mühe, Überwindung und Geduld, um den Kastenleuten zu beweisen, daß ein Sanyasin durch nichts mehr verunreinigt werden kann. Und dann endlich konnte ich mich auch jenen Brüdern dort drüben anschließen. — Wer noch nie in einem solchen Pariadorf gelebt hat, kann sich kein Bild machen von dem hoffnungslosen Elend, das darin herrscht.

Da sind keine weißbemalten Hütten mehr, kein reingehaltener Dorfplatz, keine gescheuerten Veranden vor den Hütten; denn die Hütten sind elende Löcher, die grauen Lehmwände sind eingefallen oder weisen fußbreite Risse auf. Das Dach ist durchlöchert, durch die niedrige Tür kriecht der Mensch in seine Behausung hinein, vierfüßig wie der Hund in seine Hütte. Die Straße ist schmutzig und holprig, und die Kinder, die sich auf ihr bewegen, nackt, mit Armen und Beinen so dürr wie abgelebte Greise, und die Augen blicken schon durch den Schleier des Stumpfsinns aus tiefgesunkenen Augenhöhlen hervor. Die Bäuche sind unnatürlich aufgedunsen, denn oft genug sättigen sich die Parias in den Dörfern mit Abfällen jeglicher Art, mit dem Fleisch krepierter Tiere, ja selbst mit der roten Dschungelerde, die sie mit Wasser mischen, um ihren Hunger zu stillen — denn Kinder haben Hunger, wo immer auf der Welt es auch Kinder gibt. Wie oft bin ich des Nachts, wenn es schon beinah wieder in den nächsten Tag hineinging, von meiner Hütte, die außerhalb des Dorfes lag und früher einem Einsiedler gehört hatte, durch die Stille hinübergewandert ins Dorf, wo die Parias wohnten, und habe noch in den Hütten das Ächzen und Knarren der Webstühle gehört. Von Tagesanbruch bis in die tiefe Nacht sitzt der Balai (Weber) in seiner dunkeln Hütte, und wenn das Licht, das durch das Dach oder

den niedrigen Eingang ihm zur Arbeit geleuchtet hat, von den Schatten der Nacht verdrängt wird, stellt er ein kleines irdenes Gefäß neben sich auf die Erde, um beim schwelenden, die todestraurige Finsternis nur noch wirksamer hervorhebenden Lichte, für seinen Leibesunterhalt zu schaffen, tief über das Tuch gebeugt, das sieben Ellen lang sein muß und ihm, wenn es nach siebentägiger Arbeit beendet ist — einen Reingewinn von zehn Annas einträgt, ungefähr zehn Pfennig pro Tag! Was Wunder, wenn sie nicht alt werden, diese armen Menschen, die doch unsere Brüder sind und der Gottheit Ebenbild! Wesen, in denen nicht minder wie im König, der im Purpur einherwandelt, der Funken unsterblicher Gottheit wohnt. Solche Menschen gibt es in Indien landauf und landab, über fünfzig Millionen, und keiner von ihnen hat sich im Leben je einmal sattgegessen.

Und doch können diese Menschen auch singen; es singen die Frauen am Mahlstein, wenn sie für den Mehlkuchen aus schwarzem Mais die Körner mahlen, und manchmal tönt wie aus einem Grab, begleitet vom Knarren des Webstuhls, ein Lied aus einer Hütte heraus. Aber meistens gehen sie einher, den Blick erdenwärts, müde, hoffnungslos und dumpf! Und wenn sie singen, dann sind ihre Lieder eine Qual für das Herz des Menschen, der noch eine lebendige Seele in sich hat. Aussatz, Krätze, Schwindsucht und Ge-

schlechtskrankheiten tragen diese Armen mit sich herum, und ihr einziger Trost ist die Schnapsbude und die gehört einem Hindu aus dem Brahminendorf. Sie ist das einzige Bindeglied, das ihn mit den Menschen dort drüben verknüpft!

Wohl arbeiten die Frauen und Kinder in den Feldern und tragen der Ernte Frucht zum Dorf, aber die Felder gehören nicht ihnen, sondern dem Dorfältesten und seinen Genossen, die für Wucherzinsen dem Paria schon die Saat für das nächste Jahr vorschießen; und das Getreide, das auf der von ihnen bearbeiteten Scholle wächst, geht in die Getreidekammern der Brahminen.

Ich habe oft mit ihnen gesprochen und sie aufzurütteln versucht zum Bewußtsein, daß sie Menschen sind, doch immer und ewig erhielt ich zur Antwort das eine furchtbare Wort: „kya faida —“ — wozu? Das ist es, was einem das Herz in der Brust zusammenschnürt, dieses entsetzliche „kya faida“. Dieser Ausdruck einer Unfähigkeit zum Wollen, ein vor unseren Augen dahingehendes, ewiges seelisches Sterben. In jenem Pariadorf lag gegenüber der Schnapsbude, an eine zerfallene Mauer gelehnt, ein Klumpen Mensch, die Beine bis halb zu den Knien weggefault, mit zwei Armen ohne Finger, gleich Ästen, die eine gewaltsame Hand jäh abgebrochen hat. Der einzige Freund jenes Armen war ein ebenfalls räudiger Pariahund, und

hätte nicht hier und da der Mensch in einer Anwandlung von Zorn mit seinem verwesenden Arm nach dem Hunde geschlagen, so hätte man nicht erkennen können, welcher von beiden der Höhere war.

Aber in diesem Dorfe kannte ich zwei junge Weber; Krischnan und Harinath hießen sie. Auch ihnen sprach der Hunger aus den Augen. Sie waren Freunde, und wenn man den einen sah, zu selten freier Zeit, war der andere in seiner Gesellschaft. Was die beiden verband, habe ich nicht ergründen können, aber sie hingen aneinander inniger als Brüder.

An einem Abend, ich begoß gerade die müden Blumen in den eingesenkten Beeten vor meiner Klause und wollte mir das Nachtmahl bereiten, kamen sie langsam und scheu auf dem Pfade durch das Gehölz mir entgegen. Sie blieben etwa zwanzig Schritte vor mir stehen und warteten auf die Aufforderung näherzutreten, denn sie wußten, daß sie ihrer Kaste nach nur auf meinen Befehl näherkommen durften. Mir gegenüber setzten sie sich auf die Erde, und dann erzählten sie vom Besuch, der aus dem großen Kalkutta angekommen war. Es sei ein Vetter von ihnen; vor vier Jahren habe er das Dorf verlassen; nun sei er zum ersten Male nach Hause gekommen, um sein Weib zu sehen und seine Bekannten. Er habe ihnen erzählt von der Größe der Stadt, mit ihren wundervollen Häusern und Palästen; von all dem

Reichtum, von der Fülle des Goldes, von den Wagen, die von selbst sich bewegten, weil ein Teufel in ihrem Inneren säße; er habe ihnen erzählt, wie nutzlos es sei, zu Hause zu bleiben im langweiligen Dorf, sich mit den Hunden fast um die Nahrung zu zanken, von den Brahminen beschimpft und geprügelt zu werden, und wieviel besser es doch sei, nach jener Stadt zu ziehen, und sich dort ein angenehmes und reiches Leben zu verschaffen. Wenn der eine aufhörte, begann der andere, und ihre Augen, die im dumpfen Alltagselend schon jenen eigentümlichen Schleier zeigten, der mir stets beim Paria auffiel, leuchteten auf einmal in menschlichem Verlangen und hoffender Sehnsucht.

Aber ich wußte um das Schicksal so vieler, die hoffnungsvoll und gläubig ihr Heimatsdorf verlassen und in der Stadt in ein noch tieferes Elend gesunken waren, und ich liebte die beiden. „Woher wißt ihr denn, daß jenes Leben so schön ist, und hat er, euer Vetter, selbst an diesen Schönheiten vielleicht teilgenommen? Wo ist das Gold, von dem er prahlte, hat er etwas davon mitgebracht, um die Schuld zu tilgen, die noch auf dem Dache seiner elenden Hütte lastet, oder um seinem Weibe, das halbnackt durch das Dorf geht und vor einer Woche vom Pandit geschmäht und geschlagen wurde, auch nur ein neues Tuch für ihre Lenden kaufen zu können? Seht ihn

nur an; wohl trägt er ein Paar Schuhe, aber er trägt die Kleider, die ein anderer auf die Straße geworfen hat, und das Weggeworfene hat er als Lohn empfangen!“ So sprach ich zu ihnen — lange, aber das Sehnsuchtsleuchten in ihren Augen verschwand nicht. Am nächsten Tage kamen sie wieder und blieben bei mir. Sie erwiderten nichts mehr, und deshalb wußte ich, daß sie den Weg gehen würden. Die Sonne sank gerade, als die beiden nebeneinander von meiner Hütte weg den Weg nach dem Dorfe gingen, und ich folgte ihnen mit meinen Augen und nahm Abschied von ihnen. Vielleicht betete ich für sie. --

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein Jahr nachher. Den Frieden meiner Klause in Hetampur hatte ich schon seit Monaten wieder mit der überhetzten Arbeit der Großstadt Kalkutta vertauscht. Aber immer noch lebte in mir die Sehnsucht nach dem Miterleben des Schicksals meiner Brüder tief unter mir. Ich habe mich öfters von den frohen Festen reicher Freunde frühzeitig losgemacht, und nachdem ich das Kleid der Festlichkeit mit den Lumpen des Bettlers vertauscht hatte, ging ich dann in jenen Teil der Großstadt, wo die wohnen, von denen das alte Gesetz, das leider auch heute noch nur zu sehr beobachtet wird, sagt: „Sie sollen sein und leben wie die Tiere des Waldes, ausgestoßen sollen sie sein von den Menschen (‚Menschen‘ heißt hier

Hindu von Kaste), die Tücher der Leichen sollen ihre Kleidung sein, aus zerbrochenem Geschirr sollen sie essen, und ihre Nahrung bestehe aus den Überresten der anderen." So wanderte ich in einer vorgerückten Nacht nach dem Kidderpore Dock im Diamond Harbour, wo die Dampfer der P. & O. vor Anker lagen. Die Straßen waren leer, und Laternen leuchteten fahl in die Dunkelheit hinein; kaum ein Mensch bewegte sich auf der Straße, aber dicht an geschlossene Krämerbuden angeschmiegt schliefen Menschen, die ohne Heim in dieser Welt lebten. An einem Laternenpfahl, es war schon die zweite Morgenstunde, stand ein junger Mann und las aus einem Buch. Ich sprach mit ihm; es war ein Student, der nicht die Mittel zu einem eigenen ärmlichen Öllämpchen besaß, des Tages in den Vorhöfen der Reichen sein Essen erbettelte und die Arbeit für das Kolleg beim Scheine der Laterne auf der offenen Straße vorbereitete. Wie viele habe ich bei solchen nächtlichen Wanderungen getroffen! Wohl dem Volke und dessen Zukunft, das junge Männer aufweist, die so sich durchringen, nicht damit sie in Amt und Ehren oder bei gutem Gehalt sich bald ausruhen können, sondern ihre Jugend in angestrengter Arbeit, Mühe, Not und Entbehrung verbringen, um ihren Mitbrüdern, ihrem Lande, der Menschheit, einmal von Nutzen zu sein. — — —

Doch mein Weg sollte mich ja in den Diamond Harbour führen. Dort stand ich und sah zu, wie auf schmalen Brettern die Kulis von den Kohlenschiffen bis zum Dampfer, einer dicht hinter dem anderen, hinüberhuschten und das gefräßige Ungeheuer mit frischer Nahrung für seine Reise nach Colombo oder Singapore oder noch weiter, versahen. Stundenlang stand ich da und sah den hin und her eilenden Menschen zu und lauschte ihrem schwermütigen und monotonen Gesang. Eines Abends aber näherte ich mich einem der Dampfer, so daß das Licht, das aus der Maschinenluke hervorbrach, mich beschien, und die Gestalten der hin- und hereilenden Kulis schärfer umriß. Da, auf einmal, sprang einer aus der Kette heraus, legte seinen Korb auf die Erde und rannte auf mich zu. Seine Züge konnte ich nicht erkennen, sein Körper war bedeckt von den Haaren bis zu den Knöcheln mit einer dicken Schicht von Kohlenstaub, und der Schweiß zog tiefe Rinnen über seine schmutzbedeckte Haut. An der Stimme aber erkannte ich ihn dann, als er mir vor die Füße sank und mich anrief. Es war — Krischnan!

Ich habe viel Unglück mit angesehen, aber noch nie es so tief empfunden wie beim Anblick dieses lieben Freundes aus Hetampur. Ich nahm ihn mit mir hinweg vom Hafen in eine stille Ecke, wo nichts mehr zu hören war als das Plätschern der Wellen

und dann fragte ich ihn aus, was ihm und seinem Freunde geschehen war, seitdem wir uns zum letztenmal gesprochen. —

Da hub er an, und seine Erzählung wurde nach kurzen Zwischenpausen unterbrochen von einem Husten, der mir Beweis genug war, daß hier sich wieder ein Leben frühzeitigem Ende nahte.

„Sahib, Harinath und ich sind trotz deiner Rede nach der Stadt gewandert. Wir wußten, daß du klug gesprochen, aber es war unser Karma, daß deine Worte bei uns umsonst waren. Wir sind nach vier Tagen in Kalkutta angekommen. Wir blieben stets beieinander und immer, je mehr wir in die Stadt hineinkamen, um so mehr fürchteten wir, voneinander durch ein Unglück getrennt zu werden. Die Leute sahen uns an, daß wir vom Lande kamen, und wenn wir auf der Straße stille standen und die neuen Dinge betrachteten, so lachten sie uns aus oder pufften uns und nannten uns Affenmenschen. Wir fürchteten uns schon am ersten Tage und wären gern wieder nach Hause gegangen, aber wir besaßen nichts mehr, und vor dem Gelächter zu Hause hatten wir Angst. So zogen wir in den Straßen umher, und am zweiten Tage zwang uns der Hunger, vor dem Laden eines Getreidehändlers zu stehen und um milde Gaben zu bitten. In der Nacht legten wir uns an die Mauer des Bahnhofes. Da gingen Harinath und ich an

einem Morgen in den Tempel Sivas, um den Allvater um Hilfe anzuflehen. Und als wir beide vor dem Heiligtum knieten, sah ich nicht weit von mir den Vetter Harinaths; der gleiche, der uns von der Schönheit und dem verlockenden Reichtum dieser Stadt erzählt hatte. Er sah mich, und als wir uns erhoben und den Tempelhof verließen, folgte er uns. Ihn freute es nicht, daß wir gekommen waren, aber er nahm uns mit sich und gab uns die erste Mahlzeit, die wir seit unserer Ankunft in Kalkutta empfingen.

Wir blieben eine Woche bei ihm; am Morgen begaben wir uns auf den Weg, um Arbeit zu suchen; überall aber schickte man uns weg, und am Abend kamen wir müde zu unserem Vetter zurück und mußten sehen, wie viel Mühe es ihm kostete, den Ärger über unser Mißlingen zu verstecken, denn wir hatten schon längst herausgefunden, daß er damals im Dorfe die Wahrheit nicht gesprochen hatte.

Eines Tages aber schlugen wir einen anderen Weg ein und kamen in jenen Teil der Stadt, nach Howrah, wo die großen schwarzen Fabriken sind.

Viele Menschen gingen durch ein großes Tor ein und aus, und Harinath sprach zu mir: „Bei unserem Vetter können wir nicht länger bleiben, noch hat er nichts gesagt, aber es wird nicht mehr lange dauern, so wird er uns mit dem Munde zu erkennen geben,

was seine Miene schon verrät — daß er unser überdrüssig ist. Hier wollen wir Arbeit suchen."

Dann gingen wir auf eine Frau zu, die gerade am Eingang auf dem Boden kauerte und einen halben Mehlkuchen aß, den sie aus ihrem Sari (Lendentuch für Frauen) gewickelt hatte. Siva segne dich, Schwester! Was ist dies für ein Gebäude, und wie können wir hier Arbeit erhalten? Sie wies mit der Hand auf ein kleines Häuschen innerhalb des Hofes, wo ein Mann an einem Fenster saß und die Herein- und Herausgehenden anrief. Zu dem gingen wir hin und baten um Arbeit. Er fragte nach Herkunft und nach unserem Namen und gab Harinath und mir ein Holztäfelchen in die Hand, auf dem eine Nummer stand; dann schrieb er unsere Nummern in ein großes Buch hinein und befahl uns, am anderen Morgen um sechs Uhr hier zu sein.

So hatten wir Arbeit gefunden, aber unser Herz war nicht erfreut, denn der Mann hatte uns gesagt, daß wir noch neu seien und nicht mehr als zwei Annas jeder am Tage erhalten würden. Ach, so viel hatten wir ja schon gesehen in der großen Stadt, daß dieses Geld kaum reichen würde, um uns zu ernähren — wie sollten wir noch etwas erübrigen und nach Hause schicken! Harinath aber sprach zu mir frohe Worte und meinte, daß wir später schon mehr verdienen würden.

Unser Vetter war froh, als wir von unserem Erfolg erzählten, ein Geldwechsler hatte ihn gerade scheltend verlassen, und er schämte sich. Am anderen Morgen sind wir schon vor Tagesanbruch nach Howrah gegangen, um ja nicht zu spät an die Arbeit zu kommen."

Dann erzählte Krischnan mir vom Leben in der Fabrik, vom treuen Zusammenhalten mit seinem Freunde. In seiner einfachen Sprache führte er mich in all das furchtbare Elend, das die zwei durchzumachen hatten. Hinein in die Fabrik jeden Tag, schon um sechs Uhr früh, und angestrengte erschöpfende Arbeit ohne Unterbrechung bis ein Uhr mittags; dann eine Stunde des Rastens für die ermatteten Glieder und zum Einnehmen der Mahlzeit, die leider nur zu oft schon auf dem Wege zur Fabrik verzehrt worden war. Dann wieder Arbeit bis in die späte Nacht, bis sieben Uhr, ja als die Baumwollerntezeit da war, bis acht und neun Uhr, für einige elende Pfennige. Und während er erzählte, sah ich vor mir die Börsenberichte und dachte an die zwanzig und dreißig Prozent Dividende der Aktionäre, die Anteile hatten an jener Hölle, worin Krischnan und Harinath gelitten.

Er erzählte mir, wie jeden Tag ein weißer Aufseher hineinkam in die Räume, wo die Baumwolle gereinigt wurde von den schwarzen Samenkörnern, und alle jene herausſuchte, die Müdigkeit zeigten. Sie wurden

entlassen. Ich bin selbst in solchen Räumen gewesen, und ich weiß, daß kein Kuli es länger als ein halbes Jahr in dieser dicken Luft aushalten kann. Die Menschen können sich auf zwei Schritte durch den aufgewirbelten Staub, der sich nie setzt, nicht erkennen, und die Schwindsucht packt jeden, der in diesem Raum monatelang sich aufhalten muß. In solchen Räumen arbeiten Frauen, noch keine dreißig Jahre alt, mit matten trockenen Gliedern und zusammengeschrumpften Brüsten. Junge Mädchen kommen da hinein und werden vom Aufseher entdeckt, der sie von der Arbeit wegholt, bis er neue Reize gefunden hat, und dann kommen sie wieder zurück, arbeiten weiter, und eines Tages kommen sie nicht mehr, weil sie in ihrer elenden Hütte liegen und den Weg zur Fabrik nicht mehr machen können.

Krischnan erzählte weiter. Er erzählte, wie Harinath zu husten anfing, wie er des Nachts, wenn sie zusammen in der Wellblechhütte schliefen, die der Fabrikbesitzer hinter der Fabrik aufgestellt hatte, rotes Blut von sich gab, und im Halbschlaf vom heimatlichen Dorf sprach und von erfüllten Träumen — — von reichen Schätzen, die er seinem Weibe bringen wollte. Aber immer noch gingen sie Tag für Tag zur Fabrik, und an einem Morgen wurden sie in einen anderen Raum zu anderer Arbeit gebracht. Sie sollten die Wolle zur Presse tragen. Und da kam das Unglück.

„Wir gingen hintereinander an der großen Maschine vorbei, wo sich ein riesiges Rad bewegte, und ein breiter Lederriemen das große Rad mit einem kleinen an der Decke verbindet. Wir fürchteten uns immer vor diesem Rad, und der Aufseher hatte uns gesagt, daß, wer davon nur an einem Zipfel seines Kleides erfaßt würde, des Todes sei. Aber da, als Harinath mir voranging, kam ein Mädchen uns entgegen, es war krank, und ich merkte, daß es fallen würde. Immer langsamer ging der Schritt und immer tiefer beugte es sich, und auf einmal fiel es, und fiel gegen Harinath. Er aber flog auf einmal, es ging so schnell, ich konnte es mit meinen Augen nicht verfolgen, zur Decke und dann kam er wieder herunter, ein toter Klumpen. Zwei Männer kamen und hoben ihn auf, mich wollten sie von meinem Freund wegschicken und wieder an die Arbeit jagen. Aber ich fiel vor dem Aufseher nieder, und er ließ mich mitgehen in ein kleines Zimmer mit weißen Fenstern am Eingang zur Fabrik. Dort nahmen sie ihn hinein, und nach zehn Minuten kam ein zweirädriger Karren, und sie luden ihn hinauf, um ihn zur Verbrennungsstätte zu bringen. Am Abend war alles vorbei und ich ging allein in die Baracke zurück, Sahib, und mein Herz war schwer. Wie sollte ich die Nachricht seinem Weib bringen? Ich selbst, wie sollte ich weiterleben ohne meinen Freund unter diesen vielen Menschen? Und

mich packte das Heimweh. Wohl hatte ich zu Haus ja auch gehungert, und das Elend war ja groß, aber es war doch ganz anders. Dort sah ich des Nachts die Sterne, und hier war nur schwarzer Rauch um mich herum. Ich wollte am nächsten Tage mich aufmachen und zum weißen Aufseher gehen, damit er mir die Entschädigung zahle für meinen Freund, um seinem Weib das Geld bringen zu können. Der Mann hatte uns gesagt, daß wir im Falle des Unglücks eine Entschädigung erhalten würden. Als ich aber am nächsten Tage hinging, wollte der Aufseher mich zuerst nicht sehen, und dann sagte er mir, daß Harinath selbst schuld an seinem Tode gewesen sei, und jagte mich hinaus.

So war ich wieder arbeitslos und ohne Freund. Du weißt nicht, Sahib, wie traurig es ist, wenn man keinen Freund hat und unter vielen Menschen ist. Zu Harinaths Vetter bin ich nicht mehr gegangen, aber als ein Bruder mir sagte, daß hier auf den Kohlendampfern fast jeden Tag Arbeit zu haben sei, kam ich hierher, und jetzt arbeite ich als Kuli und trage jeden Tag, manchmal auch nachts, die Kohlen auf jene großen Dampfer. Dort drüben ist die Hütte, wo ich wohne; komm, ich zeige sie dir. —" Ich begleitete ihn und lernte seine Kameraden kennen. Ich besuchte ihn nachher, so oft ich konnte. Meiner Bitte, bei mir zu wohnen, widersetzte er sich standhaft, und als ich in einer Nacht, es waren vielleicht sechs Wochen nachher, in die Hütte

trat und nach ihm fragte, sagten sie mir, daß er auf der Straße zusammengefallen wäre und in das Krankenhaus von Allipore getragen worden sei. Dort suchte ich ihn auf, und als er starb, war ich bei ihm ...

Düstere Bilder, Früchte auf dem Giftbaum abendländischer Kultur, und dennoch spreche ich

„Von glücklichen Tagen".

Nicht alle sind düster gewesen, auch Blumen, duftende Blumen, hat der Dschungel in seinem unermeßlichen Reichtum.

Wäre dies aber Widerspruch? — — — Nein! Glückliche Tage muß ich sie nennen, jene Tage, da meine Seele sich hineinversenkte in das Leben der Mitmenschen, da mein Auge hinunterdrang in die dunkelsten Tiefen des menschlichen Elends und mir dann die Erleuchtung kam, — daß das Erkennen und das Wissen der erste Schritt zur Aufhebung des Leidens ist, und daß aus dem Erkennen und Wissen heraus die Liebe entspringt. Dankbar bin ich dem Gott, der die Menschenliebe in mir entfacht hat und dankbar will ich sein, solange die heilige Flamme in mir lodert.

Der Flammen schönste ist die Opferflamme. Sie allein ist es, die uns das Göttliche in jedem Menschen finden läßt und aus der Unwirklichkeit der Dinge uns hinaufführt zur einzigen Wirklichkeit, aus der Finsternis zum warmen Sonnenlichte, und das Sterben in Unsterblichkeit verwandelt.

Hochlandsfahrt

(Sonnenaufgang im Himalaja)

Fünfzehn Jahre sind es nun her, daß ich zum erstenmal in die Alpenwelt des Himalaja eindrang. Der Zug brachte mich über Nacht hinauf in die riesigen Bergeshöhen, deren Kuppen die indischen Lande überdachen. Am Nachmittage noch führte die Bahn mich durch Ebenen, wo die gelbrote Erde unter der sengenden Sonnenglut verdorrte. Die Menschen waren kaum bekleidet, und ihre Gesichter hatten den Ausdruck jener zarten Weichheit, die den Bewohnern des indischen Flachlandes und heißer Gegenden überhaupt eigen ist. Aber als ich mich in früher Morgenstunde vom Bette erhob und durch das Fenster des Abteils schaute, waren diese Ebenen nicht mehr da, und andere Menschen, ein ganz neuer Typus, zeigte sich an den kleinen Bahnhöfen. Vor uns erhoben sich die gewaltigen Massen des Himalajas, und doch waren es sozusagen nur die ersten Stufen des Gebirges. Der Zug rollte immer näher auf diese dunkelblau daliegende Masse zu. Er ging langsamer, denn die Steigung begann, und mein Ziel war Dharjeeling, das

ungefähr zweitausend Meter über dem Meere in den Bergen liegt. Wie wohl tat es dem Auge, Wälder und grüne Auen zu schauen. Hier und dort lagen mächtige Waldesriesen quer übereinander, und junges Gewächs streckte schon seine Äste unter den modernden Leichen hervor. Lange Lianen hingen zwischen einzelnen Bäumen wie Kranzgewinde, und aus dem saftigen Grün leuchteten die Blumen in hundertfältigen Farben. So muß das Paradies ausgesehen haben. Aber die Gegend wurde rauher, je höher es ging. Die Wiesen wurden seltener, das Gras spärlicher, und hartes blaugraues Gestein, das von Moos überwachsen war, wurde häufiger. Da fuhr der Zug so nahe an einem Wasserfall vorbei, daß sein feiner Regen die Scheiben benetzte. Weit oben ergoß sich die Gletschermilch über die Felsen und donnerte rauschend und zischend in ein muschelförmiges Becken, welches so gleichmäßig gebildet war, daß man glauben konnte, Künstlerhände hätten es gehauen. Ich kenne keine Fahrt, die so vieles bietet an landschaftlicher Schönheit, an Überraschungen jeder Art. Das Geleise ruht auf einer Einbuchtung, die im Felsen eingekerbt ist, und der Zug fährt die jäh abfallende Felswand entlang, unwillkürlich beugt man sich auf die Seite der Felswand hinüber, weil man das Gefühl hat, der Zug senke sich der Tiefe zu. Keiner fährt durch diese Strecke ohne ein leises Grauen und eine fast andächtige

Bewunderung für die Kühnheit des menschlichen Erfindungsgeistes. Da schaut das Auge hinaus in die indischen Lande. Keine Grenzen sind seinem Blick gesetzt als die seiner eigenen Sehkraft. Tief unten liegen Schluchten und Täler, und die Tannen sehen in der Ferne aus, als wären es kleine Bäumchen, und doch sind sie in Wirklichkeit so riesengroß wie kein deutscher Wald und keine schweizerische Berglandschaft sie aufweist. Draußen, weit draußen schimmert wie ein silberner Draht der Ganges, und ein fein violetter Äther flimmert über der Landschaft. So geht der Zug hinan seinen Weg von Schönheit zu Schönheit, bis er zur Mittagszeit die Endstation Dharjeeling erreicht hat.

Wer aus dem Großstadtgetriebe Kalkuttas sich flüchten will, um einmal von den Fesseln der Gesellschaft frei zu sein, wird in Dharjeeling eine große Enttäuschung erleben. Weil jeder flüchtet und sich nach dem gleichen Orte begibt, trifft man dort wieder seine Freunde. Dharjeeling ist im Sommer voll von Europäern, während im Winter kaum zweitausend Menschen dort oben wohnen. Wagen gibt es nicht, denn die Wege sind schmal und steigen bergauf und bergab, aber vor dem Bahnhofe stehen Rickshaws, die meist von Frauen, selten von Männern gefahren werden. Ich zweifle sehr, ob es auf der Welt ein fröhlicheres, sonnigeres Völklein gibt, als die Bhutanen um Dharjeeling herum. Immer lachen sie, sie

lachen sogar, wenn sie keuchend die Rickshaws den steilen Weg hinaufschleppen. Sie lachen, wenn sie wie Rangen auf der Straße herumtollen und miteinander Murmel spielen. Ich habe mit einer Rickshawfrau, die über fünfzig Jahre alt war, auf dem Hofe des Hotels „gemurmelt". Wie Kinder freuen sie sich auch an bunten Steinen, und um ihren Hals hängen sie Ketten über Ketten von Türkisen, Opalen, Katzenaugen und wie die Steine alle heißen, die das reiche Gebirge aufweist. In ihrer dicken Kleidung mit den fettig glänzenden Gesichtern und dem ewigen Lachen machen sie einen fast drolligen Eindruck. Die Männer kleiden sich fast wie die Frauen, nur haben sie die sonderbare Sitte, einem Hut, den man ihnen schenkt, die Krempe abzureißen, bevor sie ihn aufsetzen. Wenn sie zusammenhocken, sei es auf dem Markt, wo die Rickshaws stehen, oder am Bahnhof, wo Kulis gebraucht werden, so singen sie oder spielen „Murmeln" oder gar „Haschen". Ihren Gesang begleiten sie mit einem kleinen Tamtam, das aus zwei mit feiner Haut überzogenen und aneinandergefügten Menschenschädeln besteht. Dieses Tamtam hat einen hellen klaren Klang.

Ich blieb aber nicht lange in Dharjeeling. Ein Lama an der nepalesischen Grenze, ungefähr sechzig Meilen von Dharjeeling weg, hatte mich zu sich eingeladen, und ich war für einige Tage der Gast seiner kleinen Klostergemeinde. Das Konvent lag weit ab.

Nirgends war ein Dorf. Etwa fünfzig Meter unterhalb des Klösterleins glitzerte die smaragdene Fläche eines Bergsees, der von einem Wasserfalle gespeist wurde und nach Süden zu seine kristallene Flut wieder in das Tal weitergab.

Es war Mai, in der Ebene der Anfang der heißesten Zeit. Hier oben Bergfrühling. Tag und Nacht hörte man das Donnern und Krachen der Lawinen, und der Wind heulte durch die Täler zu Füßen und peitschte die Wasser des Sees, daß es gischte und brodelte. Dann schlug er sich gegen die Felsenwände, daß es hallte wie aus tausend Kanonen, und wenn nach langer Zeit das Echo des letzten Halles zu hören war, donnerte von neuem des Sturmes Wucht gegen die hochragenden Felsentürme. Weiße Wolkenfetzen jagten wie gehetzt über den See hin und suchten einen Ausweg nach Süden. Ich habe in der Schweiz auf mancher Bergeshöhe dem Kommen des Frühlings zugeschaut und mit Andachtschauern dem Pfeifen und Heulen des Föhns zugehört. Gewitter habe ich mit angesehen, aber wie klein waren diese Schauspiele im Vergleich mit der gewaltigen Melodie, die da oben in den Himalajabergen von mächtiger Gotteshand gespielt wurde.

Der Frühling war in die Alpenwelt eingekehrt, die Schneefelder wurden grau, zerschmolzen, und unter der weichenden Schicht lugten die weißen keuschen

Kelche der Eisblumen schon hervor. Die Lawinenfelder waren voll gesaugt wie ein gefüllter Schwamm, und ein starker Geruch von Schnee und neuer Erde erfüllte die Luft.

Ein Frühlingsmorgen war es, den ich mir ausgesucht hatte, um den Bergsattel, der hinter dem Kloster sich erhob, zu besteigen, damit ich von dort aus den größten Gletscher des Himalajas, den Kinchinjanga, beim Sonnenaufgang sähe. Tiefer Friede lag über der Berglandschaft; noch schliefen die Mönche im kleinen Klösterlein, das sich an die jähe Felswand schmiegte, wie ein furchtsames Kind an seine Mutter, heimlich und zutraulich. Der Weg war schmal und steil und im fahlen Morgengrauen nicht leicht zu sehen. Aber langsam heiterte es auf, und ein immer heller werdendes bläuliches Licht, jenes Licht, das der Sonne am Morgen vorausgeht, umgab mich. Nun erkannte mein Auge um mich herum alte Bekannte und alte Freunde. Da, hart am Wege leuchtete aus einem von Moos überzogenen Felsblock lieblich und freundlich der blaue Kelch der Bergenziane hervor. Wie ein liebes Gesicht schaute sie mich an und versetzte mich mit einemmal in die Heimat. An jenem Bach, der geschwätzig über Felsen und Steine hüpfte, blühten Bergaurikeln und Anemonen. Doch wer kennt sie nicht, alle die Bewohner der Alpenwelt! Selbst das Edelweiß mit seinem sammt-

nen Kleid war vertreten; es fehlte keiner der alten Freunde aus dem Hochgebirge. Hier und da stand eine Wettertanne, ihre Äste ausbreitend, als wolle sie sagen: „Hier hinein hat mich die Allmacht gestellt, daß ich Schutz und Obdach den Tieren biete in dieser Gegend, wenn die Elemente rasen und toben und unbarmherzig alles Lebendige vernichten wollen."

Der Weg führte immer höher. Unter mir verschwanden langsam die grauen Massen, so daß ich den See wiedererkannte und das Kloster. Endlich war die Höhe erreicht, und ich schaute zu beiden Seiten in das weite Gebirgspanorama hinaus. Ein eigentümliches Gefühl, wenn man weiß, man ist hier oben allein in diesem Riesendom, und stundenweit ist kein menschliches Wesen. Man hat das Gefühl, als sei man nicht mehr Persönlichkeit, sondern nur ein Etwas, das da willenlos hineingehört, etwas Kleines, Nichtsbedeutendes, dem aber auf einmal eine Sehnsucht sich in die Seele schleicht nach Vereinigung mit dem Göttlichen, dessen Schauer wir fühlen, aber weder in Worten ausdrücken, noch mit unserem Verstande erfassen können — und das Gefühl dieses Kleinseins erfüllt nicht mit Wehmut, sondern mit Dankbarkeit und reinem Glück.

Und als ich dort oben stand, vollzog sich um mich herum, unter und über mir, das herrlichste Schauspiel der Alpenhochwelt: die Geburt des neuen Tages.

Von allen Seiten drängten weiße Wolken- und Nebelfluten in die Tiefe zu meinen Füßen, und in einigen Minuten lagerte das dichte flockige Gewoge unter mir. Und dieses Meer wurde weißer und heller, aber nichts war sichtbar aus der Welt, die es bedeckte. Nur vereinzelte schwarze Bergesgipfel ragten aus der schimmernden Fläche hervor — wie Inseln in einem silbernen Meer. Im Osten stiegen leichte Wolken hinter den Gletschern empor, und während sie langsam der Höhe zustrebten, zerteilten sie sich, wurden von Augenblick zu Augenblick von einer Farbenpracht in die andere getaucht, bis sie zuletzt in leuchtendem Rot als Kulissen über den Gipfeln schwebten, deren weiße Firnen und Gletscherfelder aus dem geheimnisvollen Violett der Nacht heraustraten und zu schimmern und zu strahlen begannen. Immer lichter und heller wurde es ringsum, das neue Licht flutete hinein in die dunkelsten Ecken der Felsen, die Schatten schwanden und die aus dem Nebelmeer hervorlugenden Kuppen wurden beleuchtet vom Strahlenmeer, das in immer mächtigeren Wellen das All übergoß.

Da, endlich trat die Sonne selbst hinter den Bergen hervor, und jeder Firn in diesem Riesendom erstrahlte in ihrer roten Glut.

Aber immer noch wartete ich des Herrlicheren, das noch kommen sollte. Dort wo sich der Riesenbau des Kinchinjangas erheben sollte, lagerte noch dichtes,

undurchdringliches Blau, das selbst die Sonnenstrahlen nicht durchleuchten konnten. Ob sich nun der Wunder schönstes offenbaren würde?

Auf einmal bewegten sich die blauen Wolkenwände wie auf einer riesigen Bühne, zerteilten sich nach rechts und links, verschwanden hinter den Bergen und senkten sich in die Tiefe. Helle weiße Schleier kamen zum Vorschein, färbten sich im Morgenrot und wurden lichter. Dann war es, als rafften unsichtbare Hände die zarten Schleier auf die Seite, wie einen Vorhang vor dem Allerheiligsten.

Mein Auge schaute in die Herrlichkeit hinein und vergaß alles Irdische, denn das, was es sah, war Ewigkeit, Allmacht, vollendete Majestät. Wie eine Vermessenheit kommt es mir heute noch vor, in armer Menschensprache den Anblick schildern zu wollen. Würdigere und Fähigere haben es nicht gekonnt — sie haben es auch nicht versucht! Und wäre es möglich, die Sinnespracht allein zu schildern, Farbe um Farbe, Größe um Größe, so fehlte noch eines: das, was in des Menschen ganzem Innern vorgeht, wenn des Gletschers Gottesmajestät zu ihm spricht. Das kann keiner wiedergeben und spräche er die Zungen der Engel.

Wie losgelöst von der Erde, denn ein dichter Wolkenflor lagerte unter ihm, stand die riesige, strahlend weiße Gletschermasse im hellblauen Äther, heilig, ehrfurchtgebietend. Es war, als könnte man auf der

weißen Schicht des Nebels und über die Wolken hinüber schreiten, auf ihn zu, so nahe schien der Gletscher zu sein, so gewaltig groß stand er da. Aber zwischen mir und ihm lag eine Entfernung von über 800 Meilen!

Schon hoben sich die Schleier aus der Tiefe, zogen von rechts und links heran und hüllten den Gletscher wieder in ihre Falten. Einen Augenblick noch ragte die höchste Spitze aus den Wolken hervor, aber dann war auch sie verschwunden, und der Kinchinjanga hatte sich in seine hehre Einsamkeit zurückgezogen.

Unter mir verschwanden die Nebel, kamen höher, umhüllten mich für eine Weile, zogen über mich hinweg und legten sich zuletzt um die weißen Gipfel und Kuppen der Gletscher. In Täler und Schluchten ergoß sich das Licht des Tages, und die emporsteigenden Nebel brachten den Duft der Tannen aus der Tiefe herauf.

Als ich im Klösterlein ankam, saßen die Mönche beim Chorgesang. Kahlgeschorene Köpfe, kuttenartige Gewänder, Weihrauchduft, trübflackernde Lichter in Messingleuchtern und eintöniges, fast plärrendes Singen.

Wenige Tage nachher verließ ich das Gebirge und ging neugestärkt an Leib und Seele an meine Arbeit in der Großstadt, aber das Bild des Kinchinjanga an jenem Maienmorgen blieb meinem Innern eingeprägt und wird es bleiben in alle Ewigkeit.

Khassi-Yatra

Manches Heiligtum hatte ich schon besucht, nur die Hochburg der Hindureligion, das heilige Khassi, war mir noch unbekannt. Eines Tages, es war um die Zeit des Ganescha-Pudscha, schrieb mir Arun nach Hetampur, wo ich damals wohnte, er würde über die Festtage nach Benares gehen. An der Zweigstation Assensol sollte ich mich ihm anschließen, wir würden dritter Klasse im Pilgerzug wie gewöhnliche Babus reisen.

Die Vorbereitungen für die Reise waren schnell getroffen; ein reines Hüftentuch, ein gelbseidener Überwurf und ein Handtuch, eingewickelt in die Wolldecke, nebst einem messingenen Wassergeschirr, war mein Gepäck. Mein Zug erreichte Assensol eine Stunde vor dem Eintreffen Aruns, und ich hatte reichlich Gelegenheit, das Treiben auf einem größeren Bahnhof zur Zeit einer Hinduwallfahrt zu beobachten. Der Bahnsteig war überfüllt von Menschen aus allen Teilen Indiens; Bengalis in langen, elegant geschlungenen Dhotis, ohne Kopfbedeckung, mit feingeschnittenen Gesichtern, bronzefarbene Brahminen in ihren rockähnlichen Hüftentüchern, Singhalesen aus

der südlichsten Spitze der Halbinsel, die in ihrer Kleidung, mit ihren feinen, weichen Gesichtern und den großen Hornkämmen in den schwarzglänzenden Haaren fast wie Frauen aussahen, Marwaris aus der Provinz von Bombay, selbst einige Parsen und Mohammedaner aus allen Teilen des Landes, darunter stolze, herrlich gebaute Kriegergestalten aus dem Pundschab mit schneeweißen, riesigen Turbanen, sogar blasse Nepalesen aus dem Himalajagebirge und durch ihre, für das rauhe Gebirge passende Kleidung fremdartig anmutende Bhutanen aus der tibetanischen Grenze. Stutzerhaft angezogene Eurasier (Mischlinge) drängten sich durch die Menge. Man sah ihnen an, daß sie stolz waren auf den kleinen Tropfen Herrscherblutes, das in ihren Adern rollt. Der Eurasier, in dem Drange, so gut wie möglich wenigstens im Äußeren wie ein echter Europäer auszusehen, fordert unwillkürlich ein gewisses verächtliches Mitleid heraus. Mit wenigen Ausnahmen kann man bei ihm behaupten, daß er eine Mischung der Schwächen beider Rassen, nicht aber ihrer Tugenden ist. In den letzten Jahren haben fast alle Schichten der indischen Bevölkerung sich empor und vorwärts gebracht, nur er ist zurückgeblieben. Sein Ehrgeiz geht nicht über das Ziel eines kleinen Beamten hinaus, man findet ihn als Schreiber in den Kaufhäusern, als Fahrkartenkontrolleur auf den Bahnhöfen und Manager in den

Restaurants. Aber auch schon dort macht ihm der Goanese den Platz streitig. Trotz weißen Anzugs, farbiger Strümpfe, brauner Segeltuchschuhe mit schiefgetretenen Absätzen, greller Krawatte und riesigem Tropenhelm gelingt es ihm nicht, sich in den Kreis der Europäer Eintritt zu verschaffen, und der Eingeborene will gar nichts von ihm wissen.

Fruchthändler, Zuckerbäcker mit duftenden Honigbrezeln, die von unzähligen Fliegen umschwärmt sind, Zigarettenhändler und Wasserträger kauerten mit ihren Waren auf dem Boden oder drängten sich durch die Menge. Da und dort saß eine ganze Familie auf dem Boden. Die Frauen hatten den Sari tief über das Gesicht heruntergezogen und die Kinder schauten sich furchtsam die vielen hin und her eilenden Menschen an. Mit ihren roten Käppchen, deren rote Lappen tief über die Ohren herunterhängen, den noch zartblassen Gesichtern, in denen zwei große von Khol umränderte schwarze Augen sitzen, mit dem nackten Bäuchlein und ihren Ringen und Spangen an den Füßen und an den Handgelenken, sahen sie richtig aus wie kleine Kobolde.

Wer einen Einblick gewinnen will in das indische Volksleben, darf es nicht verschmähen, dritter Klasse zu fahren. Nur derjenige Europäer, der Eingeborenenkleidung angenommen hat und alle Vorrechte des Weißen aufgibt, hat Gelegenheit, sich hinein zu fühlen in die

Empfindungen eines Eingeborenen, wenn er von irgendeinem angloindischen Subalternen angefahren wird. Wie gewohnt, wollte ich durch das Tor gehen, über dem in großen Lettern steht: „Für Europäer". Der Beamte jedoch an der Sperre, in seinem ganzen Wesen ein Mischling schlimmster Sorte, jagte mich scheltend zurück. So zog ich beschämt und befriedigt über meine Echtheit durch das Tor für „Eingeborene". Einige Minuten danach donnerte der Zug in die Halle. Es entstand ein gewaltiges Drängen und Lärmen. Im Vergleich zu dem Getöse, das auf einem indischen Bahnhof zwischen Ankunft und Abfahrt der Züge herrscht, will einem das Leben selbst eines großen europäischen Bahnhofs fast wie Friedhofsruhe scheinen. Aber dem Hindu gefällt das Reisen erst, wenn es mit recht vielen Unannehmlichkeiten und Umständlichkeiten vor sich geht. Die Leute drängten sich um die Waggontür, und es versuchten gleich sechs auf einmal in das Abteil zu dringen, und wo die Fenster nicht mit Eisengittern versehen waren, da strebten sie durch diese hinein zu gelangen. Ein spindeldürrer Marwari versuchte, sein etwa zehnmal dickeres Ehegespons durch das Fenster zu befördern. Die drinnen protestierten mit Schimpfen und Brüllen und wollten das Weib zurückschieben. Da kam der Schaffner, ein Hüne von Gestalt, fluchend und wetternd, gab der Marwarifrau einen festen

Klaps und mit einem fürchterlichen Geschrei verschwand sie im Innern des Abteils, doch draußen stand noch der Gatte mit zwei kleinen Gören, die aus voller Kehle brüllten vor Angst, daß ihnen die Mutter auf ewig verloren ginge. Der Schaffner war in seiner Art ein Menschenfreund; während der Mann sich durch die Tür quetschte, faßte er mit jeder Hand einen der Knirpse und schob sie der Mutter nach. Auf gleichem Wege folgte das Gepäck, aus Bündeln und Töpfen bestehend, und die Familie war verstaut. Hunderte mußten zurückbleiben, alles Jammern und Flehen war umsonst. Endlich erblickte ich Aruns Gesicht hinter den Eisengittern eines Abteils dritter Klasse. Mit Mühe und Not gelang es mir, in das schon zum Ersticken überfüllte Kupee hineinzukommen. Über den Sitzen prangte ein weißes Emailleschild und darauf stand geschrieben „Platz für 8 Personen". Tatsächlich waren wir siebzehn neben dem Gepäck. Es war eine gemischte Gesellschaft. Rechts von Arun saß ein Freudenmädchen aus der Gegend von Orissa, das auch nach Benares wallfahrtete und dort während der Festtage reiche Ernte zu machen hoffte. Neben ihr ein Mohammedaner mit einer rotseidenen Weste und einem verschwitzten Samtkäppchen. Ab und zu wischte er sich den Schweiß vom Gesicht mit dem Zipfel eines einst weiß gewesenen Kaftans. Er kaute beständig Pan und spuckte den roten Saft

in unparteiischer Freigebigkeit nach rechts und links zwischen den Beinen der Mitreisenden hindurch. Neben ihm saß, in die Fensterecke gezwängt, ein hagerer, politisch aussehender Schreiber aus Kalkutta, der die neueste Ausgabe des „Banemataram" vor sich hatte. Manchmal las er besonders feurige Tiraden aus einem gegen die Regierung gerichteten Leitartikel vor und machte über diese oder jene Stelle seinen Kommentar. Um seine Beine vor dem roten Naß seines Nachbarn in Sicherheit zu bringen, hatte er sie auf den Sitz gezogen, und so hockte er die ganze Reise hindurch in dieser Stellung. Neben mir saß ein goanesischer Koch und ihm gegenüber die dicht verhüllte Ehehälfte eines Banjaras. Ihre Arme waren bedeckt von den Gelenken bis zu den Ellenbogen mit Glas- und Silberspangen, und Ringe von Gold und Silber bedeckten beinahe ihre Zehen. An beiden Fußgelenken trug sie eine silberne Spange, an welcher kleine, mit Schnörkeln verzierte, etwa haselnußgroße Glöckchen hingen. Wenn sie manchmal die Füße bewegte, oder der Zug beim Anhalten in einem Bahnhof einen ruckweißen Stoß machte, gaben die silbernen Glöckchen ein feines Klirren von sich. Äußerst unangenehm war mir der Nachbar, ein spitzbübisch aussehender, mit Asche verschmierter Fakir aus dem Dekhan. Sein Bart war rotgefärbt und wenn er sprach, zogen sich die Lippen so weit zurück, daß

man fast die ganze Reihe seiner häßlichen rot- und schwarzgefärbten Zähne sehen konnte. Das Gesicht war von Pockennarben entstellt. Während der Schreiber aus Kalkutta seinen nächsten Nachbarn politisch belehrte, erzählte der Fakir „Märchen", deren Inhalt er aber zur Zote stempelte. In meinem Leben hatte ich solch ein Schlingelgesicht nicht gesehen. Aber noch etwas unangenehmer als er selbst war mir sein Gepäck, das er direkt unter meinem Sitz liegen hatte. Es war ein runder Korb, wie sie die Fakire zur Aufbewahrung ihrer Schlangen benutzen. Auch er hoffte in Benares gute Geschäfte zu machen. Über mir im Gepäcknetz hockte ein vielleicht zehn Jahre altes Mädchen. In seinem Arm hatte es ein kleines Baby, das beständig an einer Melonenschnitte lutschte. Zuweilen fiel ein Bissen herunter auf meinen Schoß.

Als der Fakir endlich mit Erzählen seiner „Märchen" innehielt, die Leute von der brennenden Hitze ermattet, sich an die Wand oder vertraulich an die Schultern ihrer Nachbarn lehnten, um ein wenig zu schlummern, da holte er seine Kürbisgeige hervor und fing an zu ihrer Begleitung Lieder zu singen. Seine Stimme war so näselnd, daß es weder mir noch Arun möglich war, ein Wort zu verstehen.

So brauste der Zug durch die von einer sengenden Sonne ausgebrannte Ebene des Gangestales. Die

Bäume und Sträucher zitterten in der Hitze, und feine Staubwolken schwebten, von einem heißen Wind getragen, über der grauen Erde. Manchmal sah man einen Eingeborenen einsam auf einem Wege gehen, der sich im Weiten verlor, oder Frauen gingen, eine hinter der anderen, in wiegendem Schritt über die Felder. Ihre roten Kleider stachen angenehm ab von dem eintönigen Grau des Dschungels. Wo der Zug über fast ausgetrocknete Flußbetten fuhr, standen Baumgruppen mit dunklem Laub. Ziegenherden lagen in ihrem Schatten, und kleine Buben plätscherten im spärlichen Wasser herum. Von den Kronen der Palmen hernieder, die sich schräg über das Ufer neigten, hingen die kunstvoll gebauten Nester des Webervogels. Wo das Wasser sich in kleinen schattigen Buchten zu einem Teich gesammelt hatte, lagen schwarze Buffalos faul ausgestreckt im schlammigen Naß; nur die Nüstern ragten aus dem Wasser. Die Strecke von Kalkutta nach Benares mißt ungefähr tausend indische Meilen. Es ist der dichtest bevölkerte Teil Indiens, und immer noch spielt das Dorfleben im Gangestal sich ab wie vor Tausenden und Tausenden von Jahren. Die Dörfer längs der Bahn waren umgeben von gelben, zerbröckelten Lehmmauern, die armseligen Häuser auf der einen Seite, die sich nach dem Dorfplatz öffnete, mit rotbrauner Farbe getüncht. Diese gelben Lehmmauern machen

es unmöglich, ein Dorf in der Entfernung zu erkennen, wenn nicht Mangogruppen inmitten seiner Felder es verrieten. Dann fährt der Zug an einem Brunnen vorbei. Zwei tiefgebräunte Bauern schöpfen das Wasser. Der eine läßt die als Eimer dienende Haut in den Brunnen hinunter, der andere rennt am horizontalen Balken hinauf und hebt durch das Übergewicht am anderen Ende desselben die gefüllte Haut aus dem Brunnen. Es ist ihre tägliche Arbeit von früh bis spät. Reizvolle Bilder bieten die Zisternen. Hier ziehen weiße Zebuochsen das Wasser herauf. Sie sind am Brunnenrand eingeschirrt. Ein Seil läuft über ein Rad in den Brunnen hinunter, an seinem Ende hängt eine große Tierhaut. Indem die Ochsen sich die flache Böschung hinunter vom Brunnen entfernen, ziehen sie die gefüllte Haut hoch, die sich in einen Kanal entleert. Wenn sie wieder zum Brunnen hinuntergehen, senkt sich die Haut in die Tiefe. Dieses Hin und Her wiederholt sich den Tag hindurch. Oft aber durchkreuzt man Hunderte von Meilen, ohne einen Brunnen zu sehen; nichts als graue staubige Erde, Büsche und Dornenbäume, deren spitzes Laub im heißen Winde zittert.

Die Wände zu beiden Seiten des Abteils wurden so heiß, daß die Hand bei der Berührung schmerzte. Wenn der Zug an einem Bahnhof hielt, streckten alle Reisenden auf einmal ihre messingenen Lotas zum

Fenster hinaus und schrieen nach Wasser. Die kein Geschirr besaßen, hockten sich auf den Rand des Bahnsteigs, und der Paniwalla goß ihnen das Wasser in die vor dem Mund geöffnete Hand. Es sah aus, als tränke der Mann aus einer Untertasse.

Ich habe viele gesprochen, die Indien nicht nur bereist, sondern selbst längere Zeit sich dort aufgehalten hatten; doch niemand hatte eine scheinbare Äußerlichkeit beobachtet, die scharf kennzeichnet, wie der Europäer vom Eingeborenen denkt. Auf jedem größeren Bahnhof in Indien sind die Bedürfnisanstalten für Eingeborene und Europäer getrennt. Dies an und für sich ist selbstverständlich, weil der Inder gewisse Vorschriften zu beobachten hat, die der Europäer nicht kennt. Bezeichnend ist nur, daß das Frauenabteil zwei Eingänge besitzt, von denen der eine „für europäische Damen" und der andere „für eingeborene Weiber" bestimmt ist. Diese brutale Aufschrift verletzt den Hindu in seinem innersten Herzen. Gerade er spricht von seiner Frau und Mutter nur unter dem Titel „Dame" und ich habe an anderer Stelle schon gesagt, wie hoch er trotz aller gegenteiligen Behauptungen von der Frau denkt. Es besteht ein großer Unterschied in der Stellung des Mannes zur Frau zwischen Hindu und Mohammedaner. Während die Frau des Moslimen durch das alte Gesetz verpflichtet war, sich zu verschleiern, ist dies bei den

Hindudamen selbstverständlicher Brauch. Überall, wo der Brauch die starre Form des Gesetzes angenommen hat, ist es dem Einfluß des Mohammedanismus zuzuschreiben. Die Hindureligion legt der Frau in dieser Hinsicht keine Bürde auf.

Es wurde Abend, und im Westen begann der Himmel zu leuchten und zu glühen in Rot und lohendem Gelb. Durch das Fenster sandte die untergehende Sonne ihren letzten Strahl in das Abteil, so daß das Innere auf einmal mit Glut erfüllt war, dann machte der Zug eine Biegung, und die dämmerigen Schatten der schnell hereinbrechenden Nacht umhüllten die Gestalten um uns herum. Graue Schleier legten sich über die eben noch so scharfen Konturen der Sontal-Purgannahs.

Eine Strecke fuhr der Zug an dem Gangesufer entlang. Da und dort befanden sich Landungsstellen. Reisende warteten auf die Fähre, die vom anderen Ufer herübertrieb.

Es liegt stets eine wundersame Stimmung über dem indischen Dschungel, am frühen Morgen wie zur heißen Mittagszeit, zur Zeit des Sonnenunterganges wie in der tiefen stillen Nacht, wenn sich der Sternenhimmel über ihn spannt. In den wenigen Minuten, wenn die Sonne untergegangen und die volle Dunkelheit noch nicht da ist, ruht etwas unsagbar Feierliches, ein heiliger Frieden über dem

Dschungel. Etwas von diesem Frieden dringt wohl in jedes Menschen Seele, macht ihn schweigsam und nachdenklich. Aus den Bäumen heraus schauten die weißen Spitzen der Dorftempel, und gelbe Flaggen wehten über den Blätterkronen. Kleine Jungens mit riesigen Turbanen trieben schwarze Büffel über die abgemähten Maisfelder dem Dorfe zu. Da sitzt ein kleiner Knirps rittlings auf einem gemütlich dahintrabenden Büffel, streckt vor lauter Lebenslust seine braunen Arme in die Luft und ruft dazu einen Gruß oder sonst etwas, das vom Brausen des Zuges übertönt wird. Frauen gehen singend auf dem schmalen Weg dem Dorf zu, um nach der Arbeit im Felde das schlichte Mahl für Mann und Kind zu bereiten. Sie tragen Garbibündel auf ihren Häuptern, und ihr Gang ist ein schwingender Rhythmus. In den Agaven- und Aloebäumen flattern wilde Tauben, und ein wenig entfernt davon hält ein kleines Rudel zierlicher Rehe, die erst neugierig mit gestreckten Hälsen zum daherbrausenden Zug hinüberäugen, dann in jäher Flucht davonsetzen, hinein in den roten Abendhimmel. Schakale huschen scheu, wie Menschen, die ein schlechtes Gewissen haben, von Busch zu Busch, zu ihrem Versammlungsort, wo ihre Brüder sie erwarten. In einer ausgetrockneten Flußrinne hocken drei häßliche Aasgeier und hacken mit ihren krummen Schnäbeln an einer Tierleiche herum. Vor

einem Wärterhäuschen sitzt ein kleines Kind mit rotem Jäckchen und dicken silbernen Spangen an den dünnen Beinchen und lutscht an einem Mangokern. Sein Gesicht ist verschmiert vom gelben Saft. Man kann hineinsehen in das Wärterhäuschen. Eine Frau sitzt nicht weit von der Türschwelle auf dem Boden beim Mahlstein. Drei Stufen führen hinunter und auf der untersten hocken zwei Dörfler einander gegenüber mit zusammengezogenen Beinen, rauchen aus einer Hukah und unterhalten sich mit einem Ochsentreiber, dessen Gefährt, ein mit weißem Tuch bedachter Wagen, am Schlagbaum steht. Die Zugtiere haben kleine messingene Glöckchen und Muschelketten um den Hals; die Hörner sind bemalt und ein Metallknauf glänzt an ihren Enden. Der Wagen ist vorn und hinten mit einem roten Tuch verhängt. Es sitzen Frauen drin. Da geht der Vorhang ein bißchen auseinander. Ein feines Näschen zeigt sich und zwei große schwarze Augen. Der festlich gekleidete Besitzer des Wagens, mit seinen reichverzierten Schnabelschuhen, seiner bunten Weste, dem neuen Hüftentuch mit eingewirktem Goldrand und mit seinem neuen weißen Turban; die sauber geputzten Öchslein am Wagen, all das zeigt mir, daß die Leute zu einer Hochzeit fahren.

Doch schnell ist die Nacht hereingebrochen und alles in Dunkelheit gehüllt. Das Licht aus den Fenstern

wirft seinen Schein auf die Büsche und Bäume an der Bahnstrecke. Weit draußen schimmern zwischen den Bäumen hervor kleine Lichter. Es sind die Herdfeuer in den Dörfern. Das eintönige Grau ist unsichtbar geworden. Ein feiner Geruch von wiedererwachtem Pflanzenleben streicht über die Erde. Man atmet auf, wie von schwerer Last befreit, als die kühle Nacht hereinströmt. Der Geist, der tagsüber in einer Art Notwehr in äußerster Zurückgezogenheit blieb, erwacht und weitet sich in dankbarer Freude. Dem Hindu bedeutet die blendende Sonne Begierde und ruheloses Wollen des Lebens, aber die Nacht ist ihm der Ausdruck des Losgelöstseins, der Befreiung des Geistes und des Aufgehens im Nirwana und im All.

Gaya, Gaya, — Gaya——! Die in Assensol in den Zug gestiegenen Buthanen steigen aus, ihr Ziel ist erreicht. Sie machen eine Wallfahrt nach Budh-Gaya, an den heiligen Ort, da Buddha unter dem Baume die Erleuchtung fand. Sonderbares Schicksal; er, der die Frage nach der Existenz eines persönlichen Gottes als überflüssig dahinstellte und für den nur die eine Tatsache bestand: das Leiden in diesem Dasein, und für den nur eine Notwendigkeit gab: der Weg zur Befreiung aus den Daseinsleiden, er, der der Feind der Götterdienste war, wird heute von den Millionen und abermals Millionen, die sich dem Namen nach zu seiner Lehre bekennen,

in unzähligen Tempeln und in unzähligen Gestalten angebetet.

Der schon überfüllte Zug erhält neuen Zuzug von Menschen, die aufgeregt von Abteil zu Abteil rennen und trotz Schimpfens und Scheltens der darin Sitzenden sich noch hineindrängen.

Man kann des Nachts keinen indischen Bahnhof betreten, ohne auf dem Bahnsteig hier und dort schlafende Menschen einzeln oder in ganzen Gruppen zu finden. Wie Kleiderbündel liegen sie auf dem Boden oft mitten auf dem Bahnsteig. Der Inder reist leidenschaftlich gern. Das geringfügigste Ereignis bietet ihm Anlaß zu einer Reise. Jeder Diener bittet zum mindesten zweimal im Jahre um Urlaub, weil er nach „Hause" reisen will. Der schlichte Bauer im Dorf ergreift gleichfalls jede Gelegenheit zum Reisen. Die Vorbereitungen erstrecken sich oft über eine Woche.

Das ganze Dorf nimmt daran teil. Die Wagen werden instand gesetzt, ein reines weißes Tuch wird über das aus einer Bambusmatte bestehende Dach gespannt. Die Öchslein werden einige Tage besonders gut verpflegt, damit der Besitzer Ehre mit ihnen einlegt. Muschelketten und Glöckchen aus Messing und Silber werden ihnen um den Hals gehängt, und wenn der große Tag naht, ist das Dorf versammelt, um den Auszug anzuschauen. Unter dem Stroh des Wagens liegt der Proviant für Wochen. Das ganze

Hausgerät wird mitgeschleppt. Dann fahren die reisenden Dörfler die Nacht durch oder den sengenden Sonnentag zur nächsten Bahnstation, oft fünfzig bis sechzig Meilen weit. Dort richten sie sich häuslich ein, doch bei jeder Ankunft eines Zuges packen sie ihre Siebensachen zusammen, trotz der Versicherung des Bahnhofsvorstehers, daß dies ihr Zug noch nicht sei. Auf dem Bahnsteig spielt sich das ganze Familienleben ab wie zu Haus im Dorf. Welche Aufregung, wenn endlich der richtige Zug naht, welch Hin- und Hergelaufe, ängstliches Suchen nach diesem oder jenem Gepäckstück, dem Wassertopf, dem Reistopf, welch Rufen, Jammern, Schelten und Schreien. Und dann nach einer halben Stunde oft ist das Ziel schon erreicht und die Reise zu Ende.

Es war erst elf Uhr, noch lagen zehn lange Stunden vor uns, und die Luft in unserem Abteil war entsetzlich. Der Fakir schnarchte und schlug im Schlafe mit seinem Fuß unter meinen Sitz, wo der Schlangenkorb war. Jedesmal sah ich im Geiste schon den Deckel sich heben und die aufgescheuchten Schlangen herauskriechen. Mein Nachbar legte sein Köpfchen vertraulich auf meine Schulter, auch der „politische" Schreiber aus Kalkutta hatte sein Haupt zwischen die Knie gelegt und schlief. Arun und ich plauderten noch eine Weile und versuchten dann, dem Beispiel der anderen zu folgen, doch es gelang uns nicht.

Endlich brach der Tag an. Aus den Dörfern, die im Grün der Mangobäume versteckt waren, kamen die Männer und Frauen, jedes in der Hand das messingene Wassergeschirr tragend, und suchten sich erst ein stilles Plätzchen hinter einem Busch im Feld. Als es heller wurde und die Sonne langsam emporstieg, kamen Herden von Ziegen und Rindern, getrieben von kleinen halbnackten Jungens, aus den Dörfern und trabten in den Dschungel, über den noch der kühle Morgenwind wehte. In den Bahnhöfen kauerten Menschen und machten ihre Morgentoilette. Kleine Kinder saßen neben ihrer Mutter und reinigten sich die Zähne mit einem Stück jenes weichen Holzes, das sich besser als jede Zahnbürste dazu eignet und von den Indern stets benutzt wird. Es sah aus, als kauten sie Süßholz. Wo die Männer ihre Reinigung schon vollzogen hatten, saßen sie bei der Wasserpfeife, während ihre Frauen das Morgenmahl herrichteten. Tabakhändler gingen den Zug entlang, und Süßigkeitskrämer boten das erste Frühstück an. Wir zwei verzichteten, denn Moghul-Serail lag in nicht weiter Ferne.

Dort verließen wir den Zug und begaben uns in das Speisehaus für orthodoxe Hindu. Drei streng aussehende Brahminen saßen schon da. Wenn die gewußt hätten, daß ich ein Mletscha, ein Unreiner der schlimmsten Sorte war?! Das Essen schmeckte

vorzüglich und wurde auf einem Teller aufgetragen, der aus zusammengehefteten frischen und gewaschenen Bananenblättern bestand.

Von Moghul-Serail fährt man mit der Zweigbahn in dreiviertel Stunden nach Benares. Nie werde ich das Bild vergessen, das sich vor uns ausbreitete, als der Zug über die Brücke fuhr, die Moghul-Serail vom heiligen Khassi trennt. Stufenartig erhob sich vor uns am Ufer die heilige Stadt, die Stadt der „Tausend Tempel". Ein Heiligtum am andern, und stolz, trotzig, fast verbissen trotzig —, schaute die von Jahangir erbaute Moschee hinunter auf den Fluß. Ihr Minaret überragte die Spitze des Siwatempels; aber der ganze Eifer und die Macht der islamitischen Mogulen ist gescheitert an dem Felsen der indischen Religion und Philosophie, — der Siwatempel hat gesiegt. Wer Benares besucht, besonders wer die Stadt als Hindu besucht, kann sich eines ehrfürchtigen Schauers nicht erwehren, wenn der Zug über die Brücke rollt, die Benares mit dem am anderen Ufer gelegenen Moghul-Serail verbindet. Der Zauber, den das heilige Khassi durch die Millennien auf die Völker Hindustans ausgeströmt hat, legte sich auch auf unsere Mitreisenden. Schweigen herrschte im Abteil, als wir über die in der Sonne schimmernden, majestätisch ruhig dahinfließenden Wasser des Flusses fuhren und dann — nach einigen Augen-

blicken ehrfurchtsvollen Schweigens, — löste sich der heilige Bann, die Menschen falteten die Hände, berührten ihre Stirn im Gebet und sprachen halblaut die Worte des Grußes an die Göttin, die, von den geheimnisvollen Höhen des Schneegebirges herniederkommend, die Täler und Ebenen des Landes durchzieht, Segen verbreitend, wo sie erscheint, — des Grußes, den durch die Jahrtausende hindurch Millionen von frommen Pilgern der Göttin gebracht: „Ganga devi — Ganga devi!“

Kleine Boote mit weißen Segeln fuhren den Fluß hinauf, zu Füßen der stufenartig aus dem Wasser emporsteigenden Stadt lagen winzige Flöße, auf denen unter runden, von Bambus geflochtenen Schirmen Priester der Flußgöttin die Opfer der Pilger darbrachten. Benares bietet immer ein entzückendes Bild, doch unbeschreibbar schön ist der Anblick der heiligen Stadt in Nächten, wenn der silberhelle Mond über ihr schwebt und sich in den glatten Fluten spiegelt, oder in anderen Nächten, in denen die Spiegelbilder klar leuchtender Sterne in wechselndem Spiel mit den Reflexen der Opferlichter auf den unzähligen kleinen Flößen am Ufer sich vereinigen.

Eine Station vor dem eigentlichen Khassi liegt das sogenannte Kantonnement, das Quartier der englischen Garnison und der kleinen Kolonie europäischer Zivilbewohner. Dort befand sich auch das Haus Arnns.

Jeder indische Fürst und jeder, der sich der Mittel dazu rühmt, besitzt ein Haus in Benares. Aruns Bungalow lag inmitten eines schattigen Gartens. Ein Eukalyptus stand vor der Einfahrt, Tschampa, Asokablüten und Jasmin füllten die Beete, und Oleanderstauden wuchsen in einem Rondell vor dem Haus. Der Veranda entlang standen Rosentöpfe, und Schlingpflanzen mit goldgelben Blüten bedeckten die hölzernen Gitterwände und verbargen das Innere des Hauses vor den neugierigen Blicken der Straße.

Schnell ein erfrischendes Bad, noch ein kurzes Frühstück von feingebackenen Chappatis mit etwas Curry und Früchten, dann wieder hinaus auf die Suche nach einem Ekka[1]). Es machte meinem Freunde immer Spaß, wenn er die Hauptstadt verließ, wie ein gewöhnlicher Sterblicher sich auf der Straße zu bewegen und mit den Ekka- oder Tongabesitzern ein wenig zu feilschen. Er tat dies mit einer Grazie und Natürlichkeit, als ginge es um seinen letzten Heller. Selbst wenn die Kutscher jammernd mit der flachen Hand auf den nackten Bauch schlugen und bei allen Göttern schworen, daß sie tagelang nichts mehr darin gehabt hätten und Frau und Kinder am Verhungern seien, hatte er noch eine Antwort auf dieses letzte Argument eines verzweifelten Gariwalas[2]); auch da

[1]) Ekka = ein Gefährt mit einem sattelartigen Sitz.

[2]) Gariwala = Wagenlenker.

wieder Rede und Gegenrede für etwa zehn Minuten, und beglückt, daß wir einige Annas heruntergemarktet hatten, stiegen wir auf den Ekka, ein leichtes Gefährt, das beinahe wie ein Springbock aussieht, und auf das man sich wie auf ein Rößlein setzen muß. Ein kleiner Zebuochse mit klingenden Messingglöckchen und Muschelketten um den Hals ist davor gespannt und zieht den zweiräderigen Wagen in munterm Trab über die holperigen Straßen. Wer auf dem Ekka sitzt, muß sich vorsehen, sonst kippt das schmale Gefährt an besonders unebenen Stellen um.

Wie jede indische Stadt hat auch Benares sein Schlammviertel, von denen bewohnt, die im Gesetz als die „Unberührbaren" bezeichnet werden. Die Außenwände der schiefen, vom Regen zermürbten Lehmhütten sind mit runden Scheiben von Kuhdünger beklebt. Der arme Hindu verwendet sie zum Brennen, oder, in Wasser zu einer Brühe aufgelöst, zum Überstreichen des Fußbodens. Kläffende Pariahunde treiben sich auf den engen Wegen zwischen den Hüttenreihen herum und suchen nach Futter in den offenen stinkenden Gräben, die in der Regenzeit den Kot und Unrat in die Wohnungen der Menschen tragen; eine öffentliche Latrine aus Wellblech steht auf einem freien Platz als einzige sanitäre Anlage, aber sie wird selten benutzt, denn das Innere starrt vor Schmutz, und die unter den Zellen angebrachten offenen Gefäße verpesten die

Umgebung. Schmutzige, abgemagerte Männer hocken vor einer Schnapsbude, deren Besitzer ein jovial aussehender Moslime ist. Er darf keinen Wein trinken; das Gesetz verbietet ihm aber nicht, den entsetzlichen Toddyfusel an Ungläubige zu verkaufen. Etwas abseits von den Hütten der Parias stehen die weißgetünchten Häuser ärmerer Europäer. Bungalow nennen sie ihr Heim, und von den Eingeborenen lassen sie sich mit „Sahib" — ‚Herr' anreden. Ein tiefer Graben umgibt die heilige Stadt. Wie in den Dörfern überall ist er angefüllt mit zerbrochenen Töpfen, Tuchfetzen und übelriechenden Abfällen.

Umso reinlicher ist das Innere der Stadt. Die Straßen sind so eng, daß selbst der schmale Ekka sich nicht durchwinden kann. Die Häuser haben drei und vier Stockwerke, die immer weiter hinausgebaut werden und mit ihren zierlichen hölzernen Balkonen an alte italienische Städte erinnern. Das Leben in Benares spielt sich heute noch ab wie vor Jahrhunderten. Ein Europäer ist selten zu sehen. Jedes Handwerk hat seine eigene Straße. Hier werden elegante Messingtöpfe, wie die Hindu sie zum Wassertragen verwenden, gemacht; in einer anderen Straße arbeiten Silberschmiede, in einer anderen die Töpfer, die Schuster, Sandalenmacher. Werkstatt, Laden und Schaufenster sind eins. In einer Straße duftet es von verbranntem Zucker und heißer Butter — in der

nächsten riecht es nach frischem Lehm, Lack und Farbe, — Tonfiguren werden dort gemacht von allen Gottheiten des Hindupantheons. Schneider und Mützenmacher haben ihr eigenes Viertel. Zwischen den Läden und an den Straßenecken stehen Altäre mit oft plumpen Bildern der Lieblingsgottheiten Vishnu, Ganescha und Krischna. Heilige Kühe gehen unbelästigt durch das Menschengetriebe und fressen den Getreidehändlern aus den Körben. An einer Ecke beim Eingang zur Straße der Sandalenhändler stand in einer Nische das Bild Ganeschas, mit seinem rotgefärbten Elefantenrüssel und dicken Bäuchlein, das eine Bein im Winkel an den Leib gezogen, das andere gerade ausgestreckt. Eine Ziege fraß ihm die frischen Blätter vom Kranze, den ein frommer Pilger um seinen Hals gehängt hatte. In einem Laden kaufte ich mir ein Paar Holzsandalen mit schönen Einlegearbeiten aus Messing. Ich steckte sie gleich an die Füße, aber ich mußte erfahren, daß selbst das Sandalentragen ohne Riemen oder Schnüre ein Kunststück ist. Der einzige Halt besteht aus einem kleinen Pflock, den man zwischen großer und zweiter Zehe festhalten muß. Kaum klapperte ich einige Schritte auf die Platten der Straße hinaus, so fing meine rechte Sandale sich in einem Spalt, ich drehte mich halbrechts und fiel auf das Pflaster, direkt in die weiche Hinterlassenschaft einer heiligen Kuh. In einem Dhotigeschäft kaufte

Arun mir ein frisches Hüftentuch, und wir machten unseren Weg durch die Stadt dem Ghat zu, am Siwatempel vorbei und durch ein enges Gäßchen zu den vernächlässigten Stufen, die zum Fluß hinunterführen. Gierige Brahminen mit Aasgeiergesichtern drängten sich an uns und boten ihre Dienste als Tempelführer an. Es befanden sich unter ihnen auch ein oder zwei echte Priestergestalten mit edlen durchgeistigten Zügen.

Als wir durch ein enges Gäßchen hindurch auf die oberste Stufe des Ghats gelangten und hinblickten auf die vielen Menschen, die zum Fluß hinunterstiegen oder hinauf zum Siwatempel, da vernahmen wir hinter uns aus dem Stimmengewirr die Worte: „Bol — Hari, Bol — Hari". Es war eine Leichenprozession: voraus schritt der Brahmine, nur bekleidet mit dem Hüftentuch; über die Brust hing die heilige fünffache Schnur, das Zeichen seiner Abstammung und priesterlichen Würde, in der einen Hand trug er das irdene Gefäß mit dem von Khusagras entzündeten heiligen Feuer Homam, in der anderen ein trockenes Büschel, mit dem nachher der Scheiterhaufen angezündet wird; seine Lippen flüsterten Totengebete aus dem Veda. Der Priester war eine schöne Erscheinung, das Gesicht trug edel- und feingeschnittene Züge, ganz ohne jenen Ausdruck berufsmäßiger Feierlichkeit, der so vielen Brahminengesichtern eingeschrieben ist. Hinter ihm ging ein

junger Mann, ebenfalls barfuß und barhäuptig, der Sohn des Toten. Die Leute waren aus hoher Kaste, aber kein Prunk verriet es; die Bahre war aus Bambusstangen roh gefügt und wurde von vier Verwandten getragen. Die Leiche selbst war in das gelbe Totengewand gehüllt und gelbe Arekablüten lagen über ihr. „Bol — Hari" riefen die Träger, und die Menschen wichen in Ehrfurcht nach rechts und links aus. Hinter der Leiche folgte die Witwe, angetan mit dem Hochzeitsgewand, den rotseidenen Sari tief über das Gesicht gezogen, so daß man ihre Züge nicht sehen konnte. Sie stiegen hinunter zum Fluß und bogen dann in einen zwischen den Treppen liegenden Platz ein; dies war die Verbrennungsstätte. Auch wir zwei begaben uns unter die bunte Menge. Da lag auf einem mit Messern gespickten Bett ein schmierig aussehender Fakir mit rotgefärbtem Bart und einem von Pockennarben entstellten Galgenvogelgesicht; auf der einen Seite seines primitiven Bettgestelles lag ein Tuch ausgebreitet, in das die Vorübergehenden ihre Gaben warfen. Es war noch ziemlich früh am Tage, und doch hatte sich schon ein Häufchen von Kupfermünzen, von Reis und Korn angesammelt. Auf der anderen Seite stand eine Wasserpfeife, aus der er behaglich rauchte; ebenso schmierig aussehende Burschen saßen um ihn herum und plauderten mit ihm. Ich wollte eine Münze hinwerfen, Arun aber verwehrte es mit einem energischen Griff.

Mein Freund war orthodox — Hindu. Fakire hingegen haßte er wie Gift und nannte sie die Pest des Landes. An die Mauer der großen Moschee lehnte sich ein Mensch, der den rechten Arm über sein Haupt gestreckt hatte, verdorrt und verschrumpft wie der abgestorbene Ast eines Baumes. Ich sprach mit ihm und erfuhr, daß er seit zwanzig Jahren diese Buße übte, seine Stimme klang sympathisch, und er schien einer besseren Klasse von Bettlern anzugehören. Da saßen unter riesiggroßen Marketenderschirmen die Krämer für allerhand Bedürfnisse; phantastisch angezogene Scharlatane priesen ihre Wundermittel und rühmten ihre Liebestränke, den Tigerzahn und Tigerbart, Schakalschädelknochen und Schlangensteine, Wasser in allen möglichen Färbungen, Amulette und Talismane in Kapseln oder Tuchbeuteln gegen den „bösen Blick". Unter einem anderen Schirm lagen ausgebreitet Götter und Göttinnen, kleine und große, aus allen möglichen Metallen, winzig kleine Figürchen, die man um das Handgelenk binden konnte, und große Statuen für den Hausaltar. Ärmere Pilger drängten sich um die Zeltbude eines Tonfigurenhändlers und kauften sich ihre Schutzgottheit aus Ton. Ich wollte mir eine ziemlich gut geformte Göttin Sita kaufen, Arun aber wehrte wieder ab mit den Worten: „Die Ware taugt nichts, sie kommt aus Deutschland, Made in Germany!" Ein Wirrwarr von Sprachen, das

gutturale Tamil aus dem südlichsten Teil der Halbinsel, das melodische Bengali, Maharatti und Puschtu aus dem wilden Norden, eine Sprache so verschieden von der anderen wie russisch von italienisch in Schrift und Laut, und doch waren diese in Sprache und Rasse so himmelweit voneinander getrennten Menschen von einem gemeinsamen Band umschlungen, von einem gemeinsamen Zauber durchströmt und waren in einem Eins: im religiösen Glauben, der von dieser Stadt ausgeht.

Wir stiegen in den Fluß und verrichteten wie die anderen unser Opfer und unser Gebet; ich tat es nicht etwa aus verstandesloser Nachahmungssucht, sondern einem Drange folgend, der immer mich erfaßt hatte, wenn ich die heiligen Stätten des Hinduismus betrat.

Als wir vom Flusse die Treppen hinaufgingen, dem Siwatempel zu, nahte sich uns ein von Staub bedeckter Mensch, die Haut an seinem abgemagerten Leib zerschürft wie von Dornen. Als er auf der obersten Stufe stand und hinunterblickte zum heiligen Wasser, warf er sich nieder auf die Erde, küßte sie, und dann auf den Knien seine mageren Arme ausbreitend, rief er aus: „Govinda, — Govinda — — Gott —!"

Der Pilger kam aus Madura an der Südostküste Indiens, eine Entfernung von ungefähr dreitausend

englischen Meilen. Nicht nur zu Fuß hatte er diese Wallfahrt gemacht, nein, mit seinem Körper hatte er den Weg in der sengenden Hitze des Sommers buchstäblich gemessen. Nur wer den indischen Dschungel kennt und zu Fuß und im Ochsenwagen ihn durchquert hat in der glühenden Sommerhitze und in der Regenzeit, wenn die Flüsse übergetreten sind und ein Vorwärtskommen auf den Wegen fast unmöglich, der hat eine Ahnung von der Riesengröße des Unternehmens. Ich habe einst auf der Strecke nach dem heiligen Deoghar in den Sontal Purganahs im Norden von Bengalen einen Pilger getroffen, der den Weg zum Heiligtum auf diese Weise zurücklegte. Man müßte über den sogenannten Aberglauben oder den Fanatismus solcher Menschen lächelnd die Achseln zucken; ich habe es nicht gekonnt, weil ich hinter diesen Äußerungen des Glaubenslebens die Macht fühlte, die Jahrtausende hindurch und noch heute, trotz des Eindringen abendländischen Einflusses, in der Hindureligion verborgen ist.

Am Eingange des Siwatempels drängten sich wieder die Ciceronikerle mit gierigen Geiernasen und ölig-glänzenden feisten Bäuchen um uns herum und versicherten, daß ohne ihre Mithilfe unser Beten vor dem Heiligtum nichts nützen würde. Für ein ganzes Opfer, bestehend aus Gebet und dem eigentlichen Darbieten der Opfergabe, die der Pilger bezahlt,

verlangten sie fünf Rupien, für das Opfer allein nur eine. Wir zogen es vor, ohne priesterliche Hilfe der Gottheit zu nahen und schoben uns durch den Knäuel habgieriger Kleriker hindurch in das Heiligtum. Das Innere des Tempels war spärlich beleuchtet, die Wände vom Ruß und Rauch der Jahrhunderte geschwärzt, und die Luft war beklemmend; in der Mitte erhob sich gleichsam aus dem Boden heraus der Mahadeo, die große Gottheit, das Lingam Siwas. Verhüllte Frauen saßen in der Nähe des Einganges und beteten für die Erfüllung ihres sehnlichen Wunsches nach einem Kinde. Die Priester machten gute Geschäfte, Kupfermünzen waren im Opferbecken nicht zu sehen. Rote und weiße Blumen waren um das Lingam herum aufgehäuft und verbreiteten einen schweren Geruch wie ein mit Kränzen angefülltes Sterbezimmer; brennende Räucherkerzen erhöhten diese Empfindung. Noch ein kurzes Schlendern durch die engen Nebengäßchen und dann wieder hinaus vor die Stadt, wo der Ekkamann geduldig auf uns wartete; dann nach Hause. Am Abend gingen wir hinaus zum halbverfallenen Durgatempel, der eine gute halbe Stunde von der eigentlichen Stadt inmitten eines Mangohaines liegt. Kein Bengali besucht Benares, ohne zum Heiligtum seiner Schutzgöttin hinaus zu wallen.

Weißbärtige Affen gingen im Tempel ein und aus, und als wir über den Vorhof schritten, kamen vier

Studenten von Kalkutta aus dem Heiligtum; sie hatten geopfert, und der eine trug an seinem Dhoti noch die Blutspuren der geopferten Ziege. Wir unterhielten uns mit ihnen und kamen in das bei Bengalistudenten unvermeidliche politische Gespräch. Als Arun und ich uns von ihnen verabschiedeten und in den Tempel hineingingen, rief einer von ihnen, ein fröhlicher, intelligenter Junge: „Warum habt ihr nicht eine weiße Ziege von Kalkutta mitgebracht?" Weiße Ziege ist die Bezeichnung der indischen Extremisten für den Engländer, die besagt, daß man der Göttin Kali, deren Lieblingsopfer weiße Ziegen sind, die weißen Herren des Landes als Schlachtopfer darbringen sollte.

Das Bild der Göttin war plump und unschön, ein Affe kauerte, frech grinsend, auf dem Haupte der Göttin, und als wir vor der Statue verehrend uns niederbeugten, setzte er seiner Frechheit die Krone auf und sandte einen Strahl unheiligen Wassers auf uns nieder!

Es war Abend, die Lichter brannten in den Läden, die Schaufenster und Werkstatt zugleich waren. Beim Licht kleiner schwelender Öllampen arbeiteten die Silberschmiede und Schneider und schmorten die Zuckerbäcker ihre Krapfen in einer Wolke von Rauch. Wenn das Leben in den engen Gassen am Tage schon geschäftig genug war, so hatte die Nacht die Zahl der hin- und herbewegenden Menge fast verdoppelt. Freuden-

mädchen mit Jasminblüten in den straffgescheitelten Haaren, die so mit Öl getränkt waren, daß sich der Mond darin hätte spiegeln können, suchten unter der Menge nach Beute. Man könnte die Bevölkerung von Benares fast in drei Gruppen einteilen, Priester, Devadasi oder Prostituierte und Händler. Wenn man des Nachts durch die Straßen geht, hört man aus jedem Stockwerk der engen hohen Häuser das Klimpern von Gitarren oder den Ton des kleinen Harmoniums, Lachen, Gesang und Gezwitscher. Die Fenster an den Balkonen reichen bis zur Decke, und von der Straße sieht man hinein in den von farbigen Lampen beleuchteten Raum. Schamlosigkeiten, wie der Reisende sie in den berüchtigten Straßen von Hafenstädten wie Amsterdam, Port Said, Bombay und Singapor findet, weist die Prostitution in Benares nicht auf. Die Mädchen sitzen am kleinen Balkon und singen halblaut, so gut sie können, ein Schäferliedchen, und wenn ein Vorübergehender hinauf blickt, rufen sie ihm, aber nicht zu laut, ein Wort der Aufmunterung zu. Jeder Pilger sollte altem Gebrauch gemäß auch einer Devadasi etwas zukommen lassen, denn wer dem Tempel dient, soll vom Tempel leben, und wenn diese auch nicht gerade in einem Heiligtum selbst wohnen, so sind sie doch den verschiedenen Tempeln zugeteilt.

Eine Treppe, steil wie eine Hühnerleiter, führte hinauf. Oben empfing uns ein Kind von etwa fünf-

zehn Jahren, zierlich wie eine Gazelle mit wunderschönen, schwarzen Augen, in denen das Licht, das aus der offenen Tür in den Flur fiel, sich spiegelte. Wir ließen unsere Schuhe an der Tür und betraten das Gemach. Auf dem Boden kauerten vier Mädchen, die eine spielte auf dem Knie Harmonium, eine andere begleitete sie auf der langhalsigen Gitarre, die dritte hatte in der Hand zwei messingene Zimbeln und die vierte schlug den Takt auf einem kleinen Tamtam. Bei unserem Eintreten hielten sie inne. Die kleine Aufwärterin holte zwei kleine Blumenkränze herbei, die sie uns um den Hals legte, dann setzte sie Süßigkeiten vor uns hin, die Wasserpfeife und den unvermeidlichen Pan. Die Unterhaltung wurde lebhaft und schelmisch, aber blieb stets in den Grenzen des Anstandes. Unflätige Redensarten habe ich bei einer Devadasi nie gehört. Nicht umsonst wird sie zwei Jahre unterrichtet, ihre Sprache ist blumenreich, gewählt, und in den alten Liedern weiß sie Bescheid. Man könnte sie wohl mit der japanischen Geisha vergleichen, der wirklichen Geisha aber, nicht mit jenen Mädchen, die der Europäer unter diesem Namen kennen lernt. Als wir das gastliche Haus verließen, wollte ich dem ältesten der Mädchen, das anscheinend die Hausdame spielte, ein Geldgeschenk hinterlassen, so wie ich wußte, daß es im Abendlande bei solchen Anlässen üblich ist. Arun sah es noch zur rechten

Zeit und flüsterte mir auf englisch zu, es zu unterlassen. Auf der Straße sagte er mir, daß das unfein wäre. In Indien schicke man am nächsten Tag ein Geschenk hin. Sonderbare Entdeckungen für den kultivierten Abendländer! Es war nach Mitternacht. Einzelne Läden hatten schon geschlossen und damit die Diebe das Haus nicht betreten, legte sich der Besitzer zum Schlafen direkt vor das Schaufenster hin. Obdachlosigkeit ist in Indien kein sonderliches Unglück. Wer kein Haus sein eigen nennt, legt sich irgendwo gegen eine Hauswand zum Schlaf nieder, ohne daß jemals einer der vielen Vorübergehenden ihn absichtlich stören wird. Hier und dort in kleinen Tempelchen, die in die Häuser hineingebaut waren, brannten Öllichter vor dem Bilde eines Gottes und fromme Beter verrichteten ihre Andacht. Als wir uns dem Ende der Straße näherten, zog Arun mich am Arm zur Seite und ich sah, daß auch die Umstehenden rechts und links sich an die Häuser drängten und die Mitte der Straße freigaben. Da kam ein Mann, den Blick zu Boden gesenkt, in rotem Hüftentuch und gelbem Turban, unter dem die schwarzen Locken hervorschauten. In der rechten Hand hatte er einen langen Stab, an dessen oberem Ende eine kleine Glocke befestigt war. Bei jedem Schritt stieß er mit dem Stab auf die Steinplatten, daß die Glocke klirrte, und die Menschen auf der Straße erfuhren, daß hier

ein Geächteter kam, ein Hermaphrodit, den ein uraltes grausames Gesetz auf die gleiche Stufe gestellt hat wie den niedrigsten Paria, den Tschandala. Es war für mich ein wehmütiger Abschluß eines wunderschönen Tages.

Zu Hause angekommen, bat ich Arun, mit mir bis zum Morgen im Garten zu sitzen. Zu groß war die Fülle der Eindrücke, als daß ich trotz körperlicher Müdigkeit an Schlaf hätte denken können. Jahre sind seitdem vergangen, aber immer noch schwebt vor mir jene Nacht in Aruns Garten. Der Mond war im Verblassen vor dem kommenden Morgen, aber die Sterne leuchteten noch. Hell und klar erhob sich das „Kreuz des Südens" über dem Erdrand, nur mächtiger strahlend, je mehr die übrigen Sterne am Himmelsdom verblaßten. Wir sprachen nicht viel, aber einer schien die Gedanken des anderen zu erraten, und wenn wir zum halblauten Gespräch die Lippen öffneten, so war es, als setzte der eine den Gedanken des anderen in Worte um. Süße schwere Düfte entströmten den Büschen, zwischen denen wir saßen, und auf einem Aste des Baumes vor uns klagte ein Käuzchen. Auf einmal, ich wollte gerade etwas sagen, legte Arun mir die Hand auf den Mund. Ich horchte auf. Ein Flattern neben uns und dann quollen Töne aus dem Dunkel, Weinen und Jubeln in eins verschmolzen, jetzt nur noch wie ein leises Seufzen, dann

wieder ausbrechend in einen Jubel, daß man glauben konnte, das Herz des kleinen Sängers müßte darüber zerspringen. Eine „Hasar-Gitana" oder „Bul-Bul", wie der Inder die Nachtigall nennt, den „Vogel mit den tausend Liedern". Ein auf der Straße vorbeirattern-der Ochsenwagen brach das Lied ab. Ein kurzes Flattern, ein Rascheln des Laubes und der Sänger war verschwunden. Wir gingen hinein.

Das von König Asoka erbaute Konvent Sarnath liegt etwa eine Stunde von Benares entfernt. Kein Stein liegt auf dem anderen, ein Wirrwarr von riesigen, kunstvoll behauenen Blöcken und Säulen, die heute noch in stummer gewaltiger Sprache von vergangener Größe reden. In der Mitte der Ruine liegt der halbzerfallene Kellertempel, rund wie ein Amphitheater. Die Galerien und Arkaden sind aus den Felsen gehauen. Etwas abseits davon auf der Höhe befindet sich eine runde Plattform von Steinen; dort soll der Erhabene, der Buddha, zum erstenmal die große Wahrheit verkündet haben. Arun trieb sich in den Galerien herum und machte Aufnahmen, wäh-rend ich oben stand. Im weiten Umkreis erblickte ich Dörfer, nur halb versteckt im Grün der Bäume und umgeben von Feldern. Die weißen Tempelkuppen der heiligen Stätte schimmerten im Licht der Sonne, und der Knauf auf der Spitze des Siwatempels strahlte das Licht um sich wie ein geschliffener Brillant.

Eigentümliches Schicksal! Der Buddhismus, der eine Zeitlang die Grundfeste der alten Religion zu erschüttern schien, hat nicht einmal dort, wo der heilige Lehrer gewandelt und gepredigt hat, eine bleibende Stätte gefunden. Ich gedachte des Evangeliums, das Gautama an jener Stelle gepredigt und dessen, was aus seiner reinen Lehre geworden ist.

Das war der Abschluß meiner Khassi-Jatra. Als ich am nächsten Morgen mit Arun nach dem Bahnhof ging, begegnete uns ein Trupp amerikanischer Fleischhacker mit riesigen Tropenhelmen und lautem Wesen. Etwa dreißig Schritte vor uns hielten sie, und ein beleibter Herr zog hastig seinen Kodak heraus, knipste und den Apparat wieder in die Hülse steckend, sagte er laut: „fine looking brahmins, prachtvoll aussehende Brahminen!" Vielleicht spielt Vorsehung oder Zufall dem biederen Herrn dieses Buch in die Hände, und wenn er Humor hat, wird er ebenso herzlich lachen wie damals Arun und ich.

Hari Bol!

Hochzeiten

Neun Zehntel der Schulden, unter denen der Inder seufzt, sind gewiß auf Hochzeiten und Todesfeiern zurückzuführen. Die wichtigste Rolle in seinem Leben spielt die Ehe; nicht, daß sie an sich die Herrin seines Daseins wäre, aber ihm ist sie das einzige Mittel und der Weg zum großen Ziel — dem Nirwana: Durch den Leibeserben sichert der Hindu sich gewissermaßen die Gestalt, in der er wieder geboren wird, bis er durch verschiedene Daseinsformen hindurch das Ziel erreicht, die Auflösung seines Einzel-Ichs im unpersönlichen All-Ich.

Die erste Hochzeit, an der ich teilnahm, war die eines Studiengenossen von mir aus der Wishnusekte der Brahminen in Nordbengalen. Da die Riten fast aller Stämme vom Brahminenzeremoniell beeinflußt sind, möchte ich das Gesehene, so wie es mir in der Erinnerung blieb, in seinen Einzelheiten schildern.

Nachdem der Vater des Bräutigams durch den Vermittler, der immer ein Kulinbrahmine ist, zufriedenstellende Auskunft über das Vermögen der Braut

und über die Respektabilität ihrer Familie erhalten hatte, zog der Sohn an einem von dem Sterndeuter als günstig bezeichneten Tage das Gewand eines Bettelmönches an, hing die Kürbisschale um und nahm den Pilgerstab zur Hand, um die im Manu vorgeschriebene Reise, die Khassi-Yatra, als Asketenschüler anzutreten. (Benares ist die abendländische Bezeichnung für die heilige Stadt am Ganges, der Hindu nennt sie Khassi. Yatra heißt Reise, demnach bedeutet Khassi-Yatra Benaresfahrt. Aber heute, da der „Fortschritt" des Abendlandes mit all seinen wirtschaftlichen Nöten auch Indien angesteckt hat, findet die Reise nicht mehr statt, und die Erfüllung dieser Pflicht wird durch die Zeremonie nur kurz angedeutet.) Als der Jüngling aus dem Hause trat, erreichte ihn noch der Vater des Mädchens und beschwor ihn, von seinem Vorhaben abzulassen. Der scheinbar Widerstrebende ließ sich zuletzt in das Haus der Braut führen, wo er bewirtet wurde. Das Mädchen selbst sah er nicht. Einer mir nie klar gewordenen Überlieferung gemäß entwendete er eines der Gefäße, die vor ihm standen, aber der fingierte Betrug wurde „entdeckt" und der zukünftige Schwiegervater bezichtigte ihn des Diebstahls. Der Bräutigam leugnete, wurde untersucht und es entstand ein Streit. Zornig warf er die ihm vorgestellten Süßigkeiten nach allen Seiten und tat, als wollte er das Haus

auf Nimmerwiedersehen verlassen. Zum zweitenmal ereilte ihn an der Schwelle der Brautvater, und im Verein mit den jammernden Frauen gelang es ihm, den scheinbar Zürnenden zu versöhnen. Es folgte ein Mahl, das sich bis zum grauenden Morgen hinzog. Man macht sich keine Vorstellung von der Menge, die ein Hindu bei einer Hochzeit verschlingen kann. Ich glaubte, bei jener Gelegenheit, Riesenhaftes geleistet zu haben durch das Vertilgen von zwei großen Haufen Reis in Messingtellern von etwa einem halben Meter Durchmesser. Dazu noch die verschiedenen Currygerichte und ungefähr ein Dutzend „Tschapati". Es waren aber einige unter uns, die meine Leistung in tiefen Schatten stellten. Später habe ich mich, heilsamem Rate folgend, für einen solchen „Dreiknopffraß", wie sie in Bengalen sagen, durch Fasten gehörig vorbereitet.

Nach dem Mahle ging der Bräutigam in sein väterliches Haus zurück. Am Abend aber erschien er wieder in prunkvoller Prozession zur eigentlichen Hochzeitsfeier. Eine Musikkapelle ging dem Zuge voran, junge Mütter und schwangere Frauen folgten. Jetzt war er in das weiße Festgewand gehüllt, und ein mitraähnlicher Kopfputz, mit Gold und Silberstückchen geziert, bedeckte sein Haupt. Am Eingange des Brauthauses empfing ihn der Hauspriester und führte ihn auf einen für ihn ausgebreiteten Teppich;

vier Brahminen hatten sich dort schon eingefunden. In einem Kupfergefäße brannte das mit Khusagras mittels eines Zündsteins entfachte heilige Feuer Homam. In einem Topfe rechts daneben befand sich das „Gangapani“ oder Wasser aus dem heiligen Ganges.

Erst wurden die Ahnen der Eltern beider Familien angerufen; sie waren durch kleine Messinggefäße repräsentiert. Jasmin, Sandelholz und Safran nebst Ghi oder geschmolzener Butter sind die notwendigen Bestandteile des Opfers. Der Bräutigam saß inmitten eines mit Kreide gezogenen Kreises. Als die Priester das „Shrad“ beendigt hatten, begab sich der Onkel der Braut in die Frauengemächer und erschien nach einer Weile mit dem tiefverschleierten Mädchen auf den Armen. Die Frauen hinter dem Vorhang vor dem Zenana brachen in ein langgezogenes „Hu-lu-lu-lu“ aus. Es bedeutete die Klage der Mutter, die auf ewig Abschied nimmt von ihrem Kinde. Der Onkel setzte die Braut in den Kreis, dem Bräutigam gegenüber. Während der Priester Mantrams[1]) murmelte, legte der junge Mann ihr ein Armband um, das von den Priestern gesegnet war, und dann breiteten diese über beide ein Tuch. Tiefes Schweigen herrschte, während der Bräutigam unter dem Tuch die Stirn des Mädchens mit einer Mischung von

[1]) Verse aus den Veden.

Sandelpulver, Arekastaub und Safran zeichnete. Von nun an war sie sein Eigentum, er ihr Gebieter und Meister. Dann wurde das Tuch entfernt, und der Priester legte die Hände beider übereinander und verband sie mit drei Halmen von Khusagras. Auch beim täglichen Opfer muß der Brahmine den Halm von Khusagras um den Mittelfinger seiner rechten Hand binden.

Nun erhoben sich die Brautleute, und der Mann führte das Mädchen an der Hand siebenmal um den neuen Mahlstein herum. Am Anfangspunkte ankommend, sprach er jedesmal die Worte: „ich heirate dich vor den Eltern, den Priestern und den Göttern; ich werde dir treu sein bis zum Tode". Diese Zeremonie wird „Sata-Padi", der Liebenschritt, genannt.

Darauf begaben sie sich in das Innere des Hauses und die junge Frau setzte sich in Gegenwart ihres Mannes an den häuslichen Mahlstein und mahlte das erste Korn. Das war der Abschluß des kirchlichen Teils.

Diesem folgte eine Pantomime aus dem Familienleben, wie der Mann scheinbar müde von der Arbeit nach Hause kommt und sein Essen verlangt. Die Gattin aber tut sehr entrüstet und erklärt, sie habe der vielen Kinder wegen, die durch zwei Puppen dargestellt werden, keine Zeit dazu gehabt. Und dabei wendet sie sich wohl auch an die Zuhörer um Be-

stätigung ihrer drolligen Argumente. Die Hochzeitsgäste saßen auf Teppichen und Polstern in der Veranda, die sich auf den Hof öffnete. Die Burleske gab Anlaß zu großer Heiterkeit; und der eine oder andere machte zu gewissen Ausdrücken des Mädchens, deren Sinn ihrem kindlichen Gehirn noch fremd war, seine oft recht anzüglichen Bemerkungen. Nachdem dies Zwischenspiel beendet, beteten die Brahminen in Hymnen den Schutz der Götter auf das junge Paar herab, und es begann ein neues Zwischenspiel sehr anderer Art, das bei allen kirchlichen Feiern in Indien aber fast unvermeidlich ist und den Krämergeist des brahminischen Pfaffentums scharf kennzeichnet: Bevor sie den letzten Segen über das Brautpaar aussprachen, wollten die Priester bezahlt sein; es entstand eine kleine Feilscherei, doch schließlich einigte der Vater meines Schulkameraden sich mit ihnen zu einem Kompromiß. Sie begnügten sich mit einem Geldgeschenk von einhundert Rupien nebst dem obligaten Hüftentuch und einem Maß Reis für jeden Assistenten. Dann erhoben sie sich; zum Zeichen der Wohlfahrt und Fruchtbarkeit warf jeder noch eine Handvoll gefärbter Reiskörner über das junge Paar. Die Anwesenden riefen: „Hari-Bol . . . Hari-Bol“ „segne, Herr!“ Nachdem sie das Haus verlassen hatten, ging der Vater des Bräutigams auf das Mädchen zu, faßte es an der Hand und führte es vor das

Haus. Auf den Polarstern hindeutend, sprach er: „Deine Treue und Liebe sei standhaft wie Arundati[1]), auf daß deine Kinder blühen und gedeihen; — bist du aber treulos, so sollen sie Schlangen werden, zugrunde gehen, und ihr Name soll verschwinden." Danach begab das Brautpaar sich mit den Eltern, gefolgt von den Eingeladenen, in das Zelt, das vor dem Hause errichtet und mit Bananenbäumen und bunten Tüchern geschmückt war. Auf einen improvisierten Thron setzte das Brautpaar sich nieder, das Mädchen zur Linken des Bräutigams, und die Gäste brachten ihre Glückwünsche und Geschenke dar. Süßigkeiten, Früchte und Pan wurden verabreicht, die meisten schenkten dem Mann einen Dhoti und seiner jungen Gemahlin einen seidenen Sari. Arun, als ein praktischer Mensch, steckte seine Gabe in Gestalt eines Schecks in ein Kuvert. Dieser Brauch hat sich in letzter Zeit bei emanzipierten Hinduhäusern eingebürgert. Damit war die Hochzeitsfeier zu Ende, und der Bräutigam kehrte vor der Hand in das elterliche Haus zurück. Früher wurde er von der Braut begleitet, heute aber, dank dem jungindischen Fortschritt, wohnt sie vor ihrem sechzehnten oder siebzehnten Lebensjahre nicht mit ihm zusammen.

Arun und ich zogen uns zu kurzer Rast zurück. Niemand außer ihm, meinem Schulkameraden und

[1]) Der Polarstern.

dessen Vater wußte, daß ich ein Europäer in Verkleidung war. Für die Leute jener Gegend war meine Blässe aber doch etwas Auffallendes, und als ich in den hinteren Hof ging, wo sich die Baidkana (der Baderaum) befand, bemerkte ich, daß vom Dach des Hauses neugierige Blicke mich musterten. Der Diener begoß mich, und als durch eine kleine Ungeschicklichkeit mir das nasse Hüftentuch zu Boden fiel, erscholl glockenhelles Lachen von oben; verblüfft schaute ich mich um, das nasse Tuch in der Hand, in der Zerstreutheit nicht an meine Blöße denkend. Blitzschnell verschwanden ungefähr zehn liebliche Gesichter, und als ich ein paar Minuten später wieder zu den Männern trat, begrüßte mich aufs neue frohes Gelächter. Der Vater des Hauses konnte es nicht fassen, daß ein Europäer sich so ganz in die Sitten des indischen Haushaltes einzuleben vermöchte, und seine Neugier ging so weit, daß er mich sogar bei der Verrichtung eines geheimen Geschäftes beobachten ließ, weil auch dabei Vorschriften befolgt werden müssen, die dem Europäer unmöglich bekannt sein können.

Eine ganze Woche verblieb ich als Hochzeitsgast in jenem Hause; dann kehrte ich mit meinem Freund nach Kalkutta zurück. Wir fuhren erster Klasse, und auf einem kleinen Bahnhof bemerkte Arun auf dem Bahnsteig den Prinzen von H. — und lud ihn ein, sich in unser Abteil zu setzen. Die Unterhaltung war

äußerlich sehr lebhaft, doch schwebte eine leichte Verlegenheit über ihr. Arun hatte nämlich seinem Sekretär vor der Abreise den Auftrag gegeben, im Verstohlenen ein Huhn braten zu lassen, das wir auf der Reise essen wollten! Nun hatten wir Hunger; der Prinz aber war ein Brahmine aus orthodoxem Hause; vor ihm Fleisch zu essen und dazu noch das eines unreinen Tieres, wäre einer Beleidigung gleichgekommen. Ich sah, daß Arun den Gedanken erwog, mit der Wahrheit herauszurücken und ihn um Erlaubnis zu bitten. Aber auch unser Prinz hatte etwas auf dem Gewissen, und er rückte zuerst mit der Beichte heraus, die auch auf unseren Lippen schwebte, fragend, ob wir es verargen würden, wenn er ein gebratenes Huhn auspackte. Ein tiefer Seufzer unsererseits, dann gegenseitiges verblüfftes Studieren der Gesichter und endlich schallendes Gelächter. Heraus kamen die Blechbüchsen aus ihrem Versteck, und die zarten Hühner verschwanden in drei Brahminenmagen. —

Als ich später an der herrlichen Malabarküste beschäftigt war, lernte ich einen jungen Mann kennen, der schon vor seiner Geburt getraut worden war; denn während seine Mutter schwanger war, suchte der Vater unter den Kastengenossen nach einer Frau, die sich im gleichen Zustand befand. Nach der Erledigung des geschäftlichen Teiles wurde die Hochzeit mit allen Zeremonien vollzogen, und das noch nicht

auf der Welt erschienene Brautpaar wurde durch zwei im Hochzeitsstaat geschmückte Puppen vergegenwärtigt. Da sich das Geschlecht des Kindes vor der Geburt „mit Sicherheit" nicht feststellen läßt, war die Hochzeit eine „bedingte", das heißt, wenn das Kind der zweiten Frau vom selben Geschlecht gewesen wäre, so wären die Zeremonien ungültig gewesen und der Vater des Knaben hätte die gleiche Spekulation bei einer anderen Frau wiederholt.

Eigentümliche Bräuche habe ich auf meinen vielen Wanderungen in den Dörfern des Dschungels vorgefunden. Im Norden von Bengalen erhebt sich die malerische Kette der vierundzwanzig Purgannahs. Die Menschen, die dort wohnen, sind Nachkommen der alten Ureinwohner, die sich in die Wälder und Berge zurückziehen mußten, als die arischen Eroberer das Land überfluteten. Sie werden Sontalis genannt und ihre Beschäftigung besteht im Abholzen des Bambus, der in jenen dichten Wäldern reichlich vorhanden ist und aus dessen Holz sie Stühle und Körbe anfertigen. Die Männer der Sontalis kaufen sich ihr Ehegespons und der Preis eines Mädchens ist immer ein „Gonti". Gonti bedeutet die Zahl eins irgendeines Gegenstandes, sei es ein Ochse, ein Schwein, ein Huhn oder eine Silbermünze. Der Älteste eines kleinen Dörfchens, in dem ich von den schlichten Leuten mit allem, was ihnen in ihrer Armut zu Gebote stand,

bewirtet wurde, besaß eine niedliche und nette Frau, die noch nicht durch die zu große Last der Arbeit verkümmert war. Er erzählte mir, daß er sie für ein Schwein eingetauscht hätte. Wenn bei jenen Leuten der junge Mann sich mit dem Vater des Mädchens über den Preis geeinigt hat und der Gonti bezahlt ist, legt der Mann seiner Braut eine Glasspange um das Handgelenk, und dieser einfache Trauakt wird durch ein Mahl beschlossen, das bis in den späten Morgen hineindauert und zu dem ein Schwein geschlachtet wird. Merkwürdigerweise wird es dem Sontalimädchen nicht übelgenommen, wenn es vor der Ehe mit anderen Männern verkehrt, nach der Trauung aber darf es nur seinen Mann kennen.

Weit weg im Süden, fast am anderen Ende der indischen Halbinsel, in den „Blauen Bergen", herrscht die Sitte, daß die heiratsfähigen Mädchen verschiedener Dörfer an einem gewissen Tag in eine Hütte geschlossen werden; ebenso viele heiratslustige Männer stellen sich um sie herum; auch alle Einwohner sind versammelt, um Zeugen dieser Lotterie zu sein. Abseits sitzen einige Musikanten, und während sie spielen, tanzen die jungen Männer wie in einem Ringelreihn singend um die Hütte herum. Auf ein vom Dorfältesten gegebenes Zeichen halten sie plötzlich inne, und jeder geht auf ein Bambusstöckchen zu, das jedes Mädchen aus dem Innern der Hütte durch die Wand

steckt. Das Mädchen am anderen Ende des Holzes wird seine Frau. Ein junger, schalkhaft aussehender Jeruwala flüsterte mir aber ins Ohr, daß es mit diesem Gottesurteil nicht so sehr weit her sei; er habe ein bißchen „geschoben"; die Liebe ist erfinderisch. Am nördlichen Abhang der Nilgiris im Staate Maisor wohnt das tapfer-fröhliche Volk der Kurgen. Bei ihnen darf niemand heiraten, der nicht ein gewisses Maß männlicher Kraft besitzt. Zu beiden Seiten des Einganges zum Brauthause stehen zwei dicke Bananenbäume in die Erde gepflanzt. Das Mädchen gibt dem jungen Manne ein Schwert in die Hand, und wenn es ihm nicht gelingt, die beiden Stämme je mit einem Hieb zu durchschneiden, so hat es das Recht, ihm einen Korb zu geben.

Ich wanderte einst an der Koromandelküste entlang und kam mit Einbruch der Nacht in ein Dorf. Es sah aus wie alle indischen Dörfer. In der Mitte ein großer freier Platz mit einem Pipulbaum und bankartigen Erhöhungen aus Lehm. Eine Menge junger Leute war unter dem Baum versammelt, und als ich hinzutrat, sah ich einen Jüngling, der mit allen Gebärden der Verzweiflung vor sich hinjammerte und sich die Haare raufte. Ich hörte erst eine Weile zu und erfuhr dann den Grund seines Schmerzes: er war verliebt in ein Mädchen des Nachbardorfes. Bei allen Göttern schwor er und bei seinen Väters-

vätern, bei den Sternen des Himmels, daß er sich das Leben nehmen werde, wenn sie nicht die Seine würde. Dann fingen die Umstehenden an, ihn zu trösten, er solle sie aufgeben, „das Leben sei nun einmal so", aber aller Trost aus Menschenmund war hier umsonst, und er machte Anstalten, sich von seinen Freunden zu entfernen, hinauszugehen in den Dschungel, in den Tod. Da hielten sie ihn zurück und schworen nun, daß sie ihm beistehen würden. Sie verabredeten einen Überfall auf das Nachbardorf, um seine Erkorene zu rauben. Es war helle Mondnacht, als sie auszogen; ihr Ziel lag kaum eine Stunde entfernt. Ich ging mit. Das Mädchen war „zufälligerweise" an dem Dorfbrunnen, ohne Begleitung. Sie fielen über die „Unglückliche" her, knebelten sie, freilich sehr sanft, und führten sie im Triumph nach ihrem Dorf zurück. Auf halbem Wege jedoch wurden wir von den jungen Männern des heimgesuchten Dorfes überfallen; es entstand eine fast bayrische Rauferei. Ich stellte mich etwas abseits, weil ich mich im Guten und Bösen nicht als Teilnehmer fühlte. Nach einem etwa halbstündigen Gefecht, das von viel Geschrei der Männer und des geraubten Bräutchens begleitet war, trat ein Waffenstillstand ein. Diesem folgte eine Verständigung, derzufolge die Verteidiger des Mädchens mitzogen in das Dorf des Bräutigams, um dort bei festlichem Gelage bis zum

nächsten Morgen bewirtet zu werden, wofür die Braut dem jungen Manne gehören sollte. Dieses Überbleibsel aus der Zeit, da der Mann sein Weib durch Raub sich erwarb, ist in Südindien an vielen Orten gang und gäbe, an anderen hat sich dieser „Raub der Sabinerinnen" zu einer friedlichen Exogamie gestaltet.

Fast bei allen Stämmen und Sekten, bei den arischen so gut wie den dravidischen Völkern, wird die Braut von ihrem Onkel mütterlicherseits über die Schwelle des neuen Heimes getragen, und bei Hochzeitsprozessionen gehen dem Bräutigam kindertragende oder schwangere Frauen auf seinem Zug in das Haus der Braut voran. Bei den Ureinwohnern, die meistens Animisten sind, fällt das Schradha für die Verstorbenen weg, dafür werden den Geistern blutige Opfer dargebracht, und mit dem Blut der Tiere werden die Türpfosten besprengt, um die bösen Geister zu bannen.

Ich kannte einen Brahminen in Bangalor, einen in Jahren schon ziemlich vorgerückten Witwer. Zwei Frauen hatte er schon gehabt, und sein Herz begehrte nach einem dritten Weibe. Nun aber dauert einem Aberglauben nach, das Eheglück mit einer dritten Frau nicht lange; entweder stirbt er oder sie nach kurzer Zeit, und da die Liebe erfinderisch ist, nimmt man Zuflucht zur Areka. Um die bösen Folgen, die aus

solcher dritten Ehe gewiß entstehen würden, abzuwenden, verheiratet sich der Ehefreudige in aller Form mit irgendeinem Baum, am liebsten mit der ominösen Arekapflanze; dann wird die Scheidung vollzogen, und der Geschiedene heiratet nun seine vierte Frau.

Das sind einige flüchtige Bilder, herausgenommen aus der Vielfältigkeit indischen Volkslebens; dem Europäer sind sie meistens unbekannt, weil es ihm nicht einfällt, als Eingeborener von Dorf zu Dorf zu pilgern, mit den armen Bauern ihr schlichtes Mahl zu teilen, unter ihnen zu sitzen und wie einer der Ihren ihr kleines Dasein mit zu leben.

Bol-Hari

Totenfeiern

Wenn der Hindu den Tod nahen fühlt, läßt er sich das gelbe Gewand des Büßers anziehen und ordnet seine irdischen Geschäfte. Dann trägt man ihn in seinem Bett aus dem Schlafgemach in das Hofinnere, denn das Haus würde durch die Gegenwart einer Leiche verunreinigt. Im Moment, da der Tod eingetreten ist, wird der Barbier gerufen, um die Leiche zu waschen und einzukleiden. Das Haupt wird geschoren, und bei einem Brahminen wird die heilige fünfknöpfige Schnur, die dem Lebenden von der linken Schulter auf die rechte Seite hinunterhing, von der Leiche entfernt und verbrannt. Das Abzeichen der Kaste und Sekte wird mit Sandelpulver und Blütenstaub auf seine Stirne gemalt. Dann wird der Kopf und darauf der ganze Körper in ein gelbes Tuch gehüllt. Nur alte Kleider werden zu diesem Zwecke verwendet, denn der Tote hat ja keine Bedeutung mehr. Die Witwe zieht sich bis zur Bestattung in ihr Gemach zurück und der älteste Sohn, oder in dessen Abwesenheit, der nächste männliche Ver-

wandte des Verstorbenen meldet den Todesfall bei den Verwandten und Freunden. Schriftliche Einladungen zu Hochzeiten und Bestattungen werden in Indien als eine Unhöflichkeit angesehen. Vor dem Hause spielt eine Musikbande; heutzutage kommt es vor, daß portugiesische Kapellen dazu hergerufen werden. Man kann zuweilen sogar den Trauermarsch aus Saul hören. Wenn der Sohn von seinem Gange zurückkehrt, läßt er sich das Haupt kahl rasieren und wartet in einem Zimmer, bis die Leichenträger, die aus den nahen Verwandten bestehen, angekommen sind. Die ganze Familie, d. h. Mutter und Kinder, einschließlich der Schwestern und Brüder der Frau und des Verstorbenen, haben sich nach der Bestattung einer Reinigung zu unterwerfen. Die Vorbereitungen sind beendet. Sie dauern nie lange, denn eine Leiche muß nach Manu's Gesetz vor Sonnenuntergang bestattet werden. Voraus gehen die Musikanten, deren Zahl sich nach den Mitteln des Vorstorbenen richtet. Dann folgt der Priester, der in der rechten Hand ein Gefäß mit Gangeswasser und in der linken ein Kohlenbecken, mit dem im Rig- und Samaveda so oft erwähnten heiligen Feuer Homam, trägt. Er ist barfuß, ein langes weißes Hüftentuch kleidet ihn vom Gürtel bis zu den Füßen. Auf dem Wege spricht er Mantrams vor sich hin. Hinter ihm tragen vier Männer die in das Bußgewand gehüllte Leiche auf einer aus

Bambus gemachten Bahre. Arekablumen sind über sie gestreut. Die Leichenträger wechseln ab, damit jedes männliche Mitglied der Familie daran kommt. Hinter der Leiche geht der Sohn, und in einem kleinen Abstande folgen die jüngeren Kinder und der Rest der Familie. Darunter ist die Witwe, angetan das letzte Mal mit allem Glanz und Schmuck ihres Hochzeitstages.

Eine Leichenfeier kostet gerade soviel Geld wie eine Hochzeit. Besonders die untern Kasten lieben es, bei Totenfeiern zu prangen, und manche Familie hat heute noch die Bestattungskosten der Großeltern zu bezahlen. Manchmal errichtet man einen Thron, der mit Flitterzeug bedeckt ist, und stellt ihn auf eine mächtige Tragbahre, an der oft bis hundert Leute zu tragen haben. Der Lärm der Musik, die grellen Farben, und zwischen den glitzernden Tüchern auf dem hohen Thron das starre Gesicht des Toten, all das wirkt eher abstoßend. Um so feierlicher und stimmungsvoller ist das Bild einer Brahminenbestattung in Benares, wenn die kleine Prozession durch die engen Straßen des Bazars nach dem heiligen Flusse zieht. Keine Musik, nur der weißgewandete Brahmine, der das heilige Feuer, mit dem der Scheiterhaufen in Brand gesetzt werden wird, der Leiche voranträgt. Diese selbst auf einer ärmlichen einfachen Bahre, gehüllt in das vorgeschriebene gelbe Gewand, und während sie mit der Leiche dahingehen,

rufen sie die Gottheit an, Bol Hari, Bol Hari! Herr erhöre, Herr erhöre! Hinter der Leiche geht der Sohn und die Angehörigen. Kein schreiender, geschmackloser Pomp, kein Glanz oder irgendein Zeichen, ob der Tote, der wieder einen Schritt der Erlösung durch das Karma nähergekommen, ein Prinz oder ein armer Mann ist. Nur das Material, das zum Verbrennen der Leiche verwendet wird, zeugt vom Reichtum oder der Armut des Toten; kostbares Sandelholz in Rosenöl getränkt, oder übelriechende Kuhmistfladen.

Vor dem Scheiterhaufen angekommen, wird die Bahre niedergesetzt, und die bereitstehenden Tschandalas legen sie mit dem Leichnam auf das Holz. Das Tuch, in dem die Leiche eingehüllt war, gehört ihnen. Der Sohn wirft ihnen einige Münzen zu, und sie ziehen sich zurück. Dann besprengt der Brahmine mit Wasser, das er aus dem Flusse schöpfte, den Scheiterhaufen und rezitiert Gebetshymnen aus dem Veda. Währenddem entzündet der Sohn ein Büschel trokkenen Kusagrases am Homamfeuer, das der Priester mit sich gebracht hat, und steckt damit das ölgetränkte Holz in Brand. Diese Zeremonie wird das „Sohnesopfer" genannt. Während die Flammen den Körper des toten Gemahls verzehren, wirft die Witwe ihr Festgewand von sich; die Glasspange, die ihr am Hochzeitstage um das Handgelenk gehängt wurde, zerschlägt der Brahmine und alle Anzeichen der

verheirateten Frau werden von ihr genommen. Ein Barbier beraubt sie ihres Haarschmucks, und sie hüllt sich in das gelbe Bußkleid, das sie tragen muß bis an ihr Lebensende. Alle baden sich dann im Flusse, und nach vollbrachter Reinigung kehren sie in das Haus zurück. Am dritten Tage nach der Bestattung wird das Schradh, oder die Gedächtnisfeier an den Toten, begangen. Der Priester opfert dem Geiste des Verstorbenen und seinen Vorfahren Reis, geschmolzene Butter, Kokosnuß und ein Tuch. Diese Gegenstände nebst einer Summe Geldes für den Gottesdienst gehen an den Brahminen, der die Zeremonie vollbringt. Die Witwe bleibt für zehn Tage unrein und darf ihr Zimmer nicht verlassen, der Sohn für eine Woche. Nach der Reinigung, die durch den Priester vollzogen wird, werden die Kastengenossen zu einem Mahle eingeladen. Alle Jahre, am Todestage seines Vaters oder seiner Mutter, bringt der Hindu seinen Ahnen das Schradh-Opfer dar. Bei reichen Leuten dauert die Gedächtnisfeier zuweilen acht Tage.

Nicht alle Kasten oder Stämme verbrennen ihre Toten. Die dravidischen Volksstämme beerdigen sie meistens. Bei den Jeruwalas gehen dem Leichenzug vier grotesk maskierte Männer voraus, die zum Takte der Musik tanzen. Dem Toten stecken sie eine Betelnuß in den Mund und bemalen seine Stirne mit dem Abzeichen ihrer Kaste. Die Leiche wird in sitzender

Stellung auf einer Art Stuhl durch das Dorf getragen. Auch das Grab ist wie bei den Moslimen mit einer Seitennische versehen, in die der Tote gesetzt wird. Bevor der Zug die Hütte verläßt, schwenkt der Dorfbarbier — bei den dravidischen Völkern übernimmt der Barbier das Amt des Hotars oder Priesters — ein getötetes Huhn über die Leiche, um des Toten Wiederkehr als Spuk zu verhindern. Die Jeruwalas glauben nicht an Götter, sondern Geister, deren Gunst man sich durch Opfer erwerben kann. Beim Begräbnisplatze angekommen, zerschlägt der Sohn einen weißen, irdenen Topf, den er von Hause mitgebracht hat.

In der Nähe vieler Dörfer des Südens findet der Reisende einen mit Steinen eingefaßten Kreis, in dem eine Anzahl von merkwürdig geschnitzten Holzstäben eingesteckt sind. Es sind Ahnenpfähle. Acht Tage nach der Bestattung des Vaters zieht der Sohn allein, mit einem halbmeterlangen Stabe, vor das Dorf hinaus. Nachdem er sich am Eingange des Kreises in den Staub geworfen, tritt er ein und stößt den mitgebrachten Stab in die Erde. Dann schlachtet er ein Huhn und besprengt den Eingang mit dessen Blute. Vor dem Pfahle opfert er eine Kokosnuß und verläßt darauf die Stelle. Das Grab seines Vaters hat für ihn keine Bedeutung mehr, es sei denn als unheimlicher Ort, dem er sich für nichts in

der Welt nähern würde. Ich habe deshalb in Gegenden, wo man mir sagte, daß das Volk diebisch sei, oder wenn es allzusehr in der Umgebung des Dorfes nach Agrikultur duftete, am liebsten in Begräbnisplätzen übernachtet. Das einzig Unangenehme war, daß die Leichen oft nicht allzutief begraben waren, und dann Herden von Schakalen die ganze Nacht durch ihre Heulkonzerte veranstalten.

Der Wanderer findet oft längs der indischen Straßen kleine Steinhaufen, die anscheinend für die Verbesserung des Weges daliegen. Es sind Gräber der Banjaris. Studien ihrer Sprache und Sitten, ihre Gesichtszüge, die Art ihrer Kleidung und ihre eigenen Sagen haben in mir die Überzeugung bestärkt, daß die Banjaris mit den Zigeunern identisch sind. Mein Verkehr mit andalusischen Gitanos oder Cziganos haben diese Ansicht mehr als je bestärkt. Gitāno kommt aus dem Sanskrit und heißt „Sänger", Gitā das „Lied"; „Gitāna" der „Singende" oder „Sänger" — Bhagavadgitā das „erhabene" oder „himmlische Lied". Auch „Baja" oder „Banja" bedeutet das gleiche. Die Banjaris haben keine Heimat, sondern ziehen bettelnd, wahrsagend und singend durch die Halbinsel. Wenn ein Mitglied des Stammes stirbt, wird es am Wege unter einem Baume in sitzender Stellung begraben. Das Grab wird mit Steinen aufgefüllt, und vorüberziehende Kastenge-

nossen werfen einen Stein auf die Stätte, um das Grab vor den gefräßigen Schakalen zu schützen und den Geist des Toten, der im Baume wohnt, für ihre Reise günstig zu stimmen. Seitdem ich auf meinen vielen Wanderungen die Banjaris und ihre Gastfreundschaft kennengelernt habe, unterlasse ich es nie, diesen schlichten Tribut am Grabe eines Banjaris zu entrichten. An solchen Stätten werden auch Opfer und Gelübde der Vorbeireisenden dargebracht.

Klagelieder sind bei den Hindus im allgemeinen nicht üblich. Bei vielen dravidischen Stämmen im Dschungel dagegen beklagt die Witwe in der Nacht nach dem Verscheiden den Verlust ihres Gatten. Auf einer Reise im Nimardistrikte von Khandwa im Norden der Zentralprovinzen von Nagpore habe ich solchen nächtlichen Klagegesang einmal vernommen. Es war eine jener wunderbaren indischen Nächte. Das Leben im Dschungel war verstummt, das Dorf lag einige hundert Schritte hinter mir und durch die Blätter des riesigen Banyanenbaumes schimmerten die Sterne. Obwohl ich nicht müde war, legte ich mich nieder, nicht um zu schlafen, sondern, was man so nur im Orient kann, zu sinnen, zu träumen. Wie ich da lag, kam plötzlich vom Dorfe her die Stimme eines Weibes. Erst klang es wie ein unterdrücktes Schluchzen, dann schwoll die Stimme an wie Nachtigallensang, doch immer lauter, immer verzweifelter

wurde das singende Weinen, Worte fügten sich zusammen; es war eine Witwe, die dort im Dunkel um ihren toten Gatten klagte, wie die Sitte es gebot. Ich möchte dies vielleicht uralte, vielleicht aus dem Schmerz in dieser Nacht geborene Lied wiedergeben, wie ich es in jener Dschungelnacht hörte. Freilich, wer gibt die dunkle Stille, die feierliche Pracht der Sterne, das unhörbare Erschauern des Mangobaumes dazu?

Das Klagelied:

„Mein Gebieter ist tot; mein Leben dahin,
Denn er, der stark war wie Indra und herrlich wie Krischna,
Hat mich verlassen. Seine Haare waren blauschwarz,
Und sein Mund war rot wie die Flamme des Waldes.
Sein Arm, mit dem er mich schützte und abends
Die störrigen Büffel vom Dschungel nach Hause trieb,
Ist im Tode erstarrt und sein Atman ist bei Yama,
O mein Gemahl, warum läßt du mich der Schande?
Habe ich dich nicht gepflegt, war ich dir nicht treu?
Hab' ich das Mahl dir nicht sorgsam bereitet
Und dein Haar mit duftendem Öle gesalbt?
Warum strafest du mich, mein Gebieter?
Siehe die Kinder, die ich dir gab,
Sie zeigen mit Scham auf dein unglückliches Weib.
Meine Seele ist betrübt, ich will sterben,
Denn die Spangen sind gebrochen, und das Kleid der Witwe
Ist nun mein Schmuck für ewig.
Mein Haar, das deine Augen ergötzte, ist verbrannt,
Meine Schönheit ist fort, und Tränen sind
Mein Getränk des Morgens und Nachts!
Govinda, Geliebter, warum bist du tot?!"

Heimkehr

Die Jahre der Gefangenschaft lagen hinter mir, doch die Freiheit, nach der ich mich gesehnt, widerte mich an. Das war die Heimat, die ich nie gesehen, für die ich aber alle Qual eines unschuldig Verdammten gelitten hatte — — — ein Deutschland, dahingestreckt, blutend vom Brudermord, von Wölfen ringsum zerrissen und zerfetzt! Monatelang versuchte ich, den Ekel zu überwinden, immer hoffend, die dunklen Wolken würden vorüberziehen wie ein schwerer Traum. Lüge und Heuchelei würden weichen vor der Wahrheit und Selbstachtung. Aber die Einkehr kam nicht, und immer mächtiger zog es mich nach dem Lande meiner Geburt, nach der Schweiz.

Eines Tages, es war kurz nach der Komödie der Friedensverhandlungen, war meine Widerstandskraft gebrochen. Mit dem Entschluß, Deutschland nie wieder zu betreten, reiste ich dem Süden zu, der Schweiz entgegen. Es war im Spätsommer. Der Zug fuhr durch das Donautal. Rechts und links leuchtende sonnenbestrahlte Fluren und Gärten. Gleich über dem Dunkelgrün der Tannenwälder thronten die verfallenen Burgen. Vor meinem Geiste sah ich

wieder vorbeiziehen die Männer und Frauen aus Scheffels Ekkehard. Langsam kam dann wieder die Freude am deutschen Land. Der in der Hauptstadt aufgespeicherte Ekel wurde hinweggescheucht, wich einem tiefen Mitleid für die schöne Heimat.

So nahte ich Stuttgart, dann Ulm, jenem reizenden Städtchen, an dem der Sturm der Jahrhunderte machtlos vorübergegangen zu sein schien. Von dort wollte ich dem Heimatort meines Vaters zum erstenmal in meinem Leben einen Besuch machen, bevor ich aus Deutschland schied. Hätte mich aber damals einer noch gefragt, ob mein Entschluß endgültig sei, ich glaube, die Antwort wäre nicht so schnell gekommen wie einige Tage früher. Die Zauber der Heimat fingen an in mir zu wirken, zu singen und zu klingen, leise, ganz leise, aber fortwährend, wie das Rauschen der Blätter im Buchenwalde, wenn der leise Wind durch die Äste streicht. — —

Das also war die Heimat meiner Väter. Ein großes Dorf, eher ein Städtchen, auf einem sanft ansteigenden Hügel. Die Dächer spitzgiebelig, alt und verwittert. Kaum ein neues Haus zu sehen. Eines schmiegte sich an das andere wie liebe Geschwister. Hinter ihnen ragte der schieferbedachte Kirchturm in den blauen Sommerhimmel hinein.

Auf der Hauptstraße watschelten schnatternde Gänse. Kleine Buben mit Haselgerten als Hirten-

stab, die zerschlissenen Höschen mit einem halben Hosenträger oder mit einer Schnur notdürftig emporgehalten, hielten sie im Zaum. Mein fröhliches „Guete Tag" erwiderten sie mit einem „Grüeß Gott"; Hinlaufen wollte ich fast, an jedes Bauernhaus, an jede Treppe, wo Menschen standen, sie bei der Hand fassen und zu ihnen sagen: „Grüeß Gott! I bi au vo do; i bi do daheim! — — — Grüeß Gott!!"

In R . . . war Jahrmarkt. Auf beiden Seiten der Hauptstraße lehnten sich weiße Zeltbuden an die Häuser. Gendarmen in blauem Rock und weißer Hose waren reichlich vertreten und musterten, wie Leute die ein Recht dazu haben, den städtisch gekleideten Fremdling.

Am oberen Ende des Dorfes stand die alte Kirche, daneben das Pfarrhaus — mein Ziel.

Es war gerade ein Uhr, als ich an der Glocke zog. — Eine Mordsglocke muß es gewesen sein, ein Ding für starke Nerven. Ihr gellender Ton hallte von Flur zu Flur, das Haus hinauf und hinunter, in die entlegenste Ecke und kam vom ersten Stock wieder zum Fenster heraus und hallte dem draußen Stehenden nochmals in die Ohren wieder. Es geht nichts über eine alte gute Pfarrhausglocke von der alten Schule; sie hat etwas Wahrhaftes an sich, etwas Ehrliches, Derbes. Nichts ist in ihr vom neuen Schwindel. Wer sie zieht, der besinne sich, bevor er

es tut; sie verlangt Entschiedenheit; — — — überlegen und dann — — ein kräftiger Bauerngriff!

Neben der Haustüre öffnete sich ein Fensterladen und dann entwickelte sich folgendes Gespräch zwischen Pfarrhaus und Straße respektive einer alten Köchin mit nicht besonders einladender Miene, weder im Gebaren noch im Gesicht, und mir.

„Was wollet Ihr?"

„De Herr Pfarrer möcht' i sehe!"

„Des geht jetzt ike (nicht), der Pfarrer hot jetzt sei Schläfle!"

„Des geht mi nix a; i mueß de Pfarrer sehe in' ere wichtige Sach'!"

„So—u, So—u, — — — — — — so kommet halt nei."

Der Kopf der Köchin verschwand, der Fensterladen ging wieder zu, ein Griff von innen und vor mir öffnete sich die Tür.

Im Hausflur noch einmal das langgedehnte gemütliche „So—u, So—u" und dann:

„Seid Ihr vo do?"

„Sell scho, aber i bi nie do g'wee."

Eine Pause, als sinne sie über das Rätsel nach. Plötzlich mit argwöhnischem Blick:

„Wie heißet Ihr?"

„Sauter heiß' i, und des isch mei Karte," damit gab ich ihr meine Visitenkarte in die Hand. Sie

empfing sie, nahm sie zuerst in die rechte Hand, nachdem sie die linke mit ihrer Schürze abgewischt, dann wischte sie sich auch noch die rechte Hand ab, zog aus der Schürzentasche eine Brille, unterwarf diese auch noch einer sorgfältigen Reinigung und las dann „Wer, Was und Woher". Ich hätte jauchzen können vor Freude, als das alte Weiblein mich treuherzig anschaute und dann ebenso treuherzig die Frage an mich richtete, eine Frage, die aber mehr wie eine lobende Billigung klang.

„So—u, So—u und Proffesser seid Ihr au? Schau, Schau!"

Nun drehte sie sich um, ging zur Küchentür, öffnete diese und rief hinein:

„Du Zenz, geh' schnell nauf zum Herr Pfarrer und sag' ihm, der Professer Sauter aus Berlin sei da, weischt, wo d' Preuße herkomme!"

Sprachs und steckte meine Karte in ihre Schürzentasche! Die Zenz aber, noch um ein gut Teil älter als die Köchin, ging die Treppe hinauf, um den Pfarrer zu wecken; sie tat es nicht gern, man merkte es an jedem Schritt. Unterdessen wartete ich im Flur.

Nach einer Weile kam sie herunter und bat mich, in eine Stube einzutreten, und wieder nach einer Weile kam der aus seiner Mittagsruhe aufgescheuchte Herr Pfarrer. Ein Kind seines Bodens.

„In den Kirchenbüchern hätt' ich gerne nachgeblättert, von den Sauters hätt' ich gerne etwas gehört und ob noch Verwandte da wären oder Bekannte meines verstorbenen Vaters — und — und — — —

Aber der Pfarrer stand da, sprach kein Wort und rieb sich andächtig die Hände. Da platzte ich heraus, das ganze Schriftdeutsch fallen lassend:

„Sie, Herr Pfarrer, wie wär's, wenn i mi setze tät?"

„Freili, freili, setzet Euch nume."

Ich nahm einen Stuhl, setzte mich darauf, dieweil der hochwürdige Herr immer noch vor mir stand und verlegen die Hände rieb.

„Sie, Herr Pfarrer, wie wär's, wenn Ihr Euch au setze tätet?"

Schließlich setzte auch er sich und als hätte es nur dieser Zeremonie des Setzens bedurft — die Unterhaltung wurde lebhafter. Zuletzt holte der alte Herr das Taufbuch aus seinem Arbeitszimmer und wir blätterten darin, Seite um Seite, manches Jahrzehnt zurück. Mit wenig Ausnahmen waren sie der Scholle treu geblieben, bei wenigen nur stand hinter dem Namen der Vermerk: „Weggereist" oder „Ausgewandert". Da stand auch meines Großvaters Namen und hinter ihm zehn Söhne und zwei Töchter. Alle gestorben, einer nur „ausgewandert" — mein Vater.

Am Rande des Buches ein schwarzes Kreuz, darunter Tag und Ort des Todes.

Es würde manchem wohltun, der in der Fremde die Heimat vergaß und schlimmer noch — ihrer spottete — einmal ins schlichte Dorf zu wallen, dem seine Väter entstammten und im Taufbuche nachzublättern.

Zehn zu eins: „Heimat" und „Heimatliebe" würden ihm keine leeren klanglosen Worte mehr sein.

Ich blätterte und verfolgte die Geschichte eines armen Bauerngeschlechtes, die da begann und endigte mit den trockenen Worten „Geboren — Gestorben", — dann und dann. Aber zwischen „Geboren und Gestorben" sah ich im Geiste das ganze Leben meiner Väter, ihr hartes ehrliches Ringen; spürte ich in mir wachwerden und zur starken Flamme anwachsen die Liebe zur heimatlichen Scholle; ward es mir, als sprächen die verschnörkelten Buchstaben aus den vergilbten Seiten: „Bleib'!" —

„So—u, jetzt gange mer zum Gottesacker," sagte der Pfarrer. —

Der Totengräber schaufelte gerade ein frisches Grab. Langsam, denn er war ein sehr alter Mann, kletterte er aus der Grube heraus und trat zu uns.

„Do schau," erklärte ihm der Pfarrer, „des isch

der Sohn vom Hannesle Sauter, weischt vo dem, wo ausg'wandert isch in d' Schweiz nei."

Der Greis schaute mich von oben bis unten an, gab mir die Hand und fing an, vom Vater zu erzählen.

Wie er ihn kannte, da er noch ein kleiner Bube war; wie das kleine Gut so viele Kinder nicht ernähren konnte, wie er mit zehn Jahren schon bei einem Bauern Gänsehirt wurde, und dann zum Knechtlein avancierte. Er erzählte, wie er ihm, dem Totengräber beichtete, er wolle „um's Verrecken" ein Doktor werden! Wie der kleine Bub barfuß und über der Schulter an einem Stecken seine ganze Habseligkeit tragend, an einem schönen Tag in aller Herrgottsfrühe von ihm Abschied genommen und dann davon gezogen sei, „in d' Schweiz nei". Das andere wußte ich von meinem Vater selbst. Seine Arbeit als Hausdiener in einem Hôtel, die ganze Geschichte seines Darbens und Entbehrens, bis er das Nötige erspart hatte, um das Gymnasium besuchen zu können; und zuletzt der Erfolg, die Früchte seines unverdrossenen Ringens — seines schwäbischen Starrsinns.

„Jo, jo," endete der Totengräber mit dem Loblied auf meinen Vater, „Sell isch e feine Ma g'wese, den hätt' i gern begrabe." Umarmen hätte ich diesen alten Mann können für diese schlichten Worte, für dieses höchste Lob aus dem Munde eines Toten-

gräbers. Ich drückte ihm nur in stummem Dank die Hand, in den Augen fing es aber an verräterisch zu zucken.

Im Armenhaus sei noch das Bärbele — das hätte meinen Vater auch noch gekannt; sie würden schnell hinübergehen und sehen, ob man sie sprechen könne, denn ab und zu sei sie ein bißchen „einfältig".

So gingen sie zwischen den Gräbern hindurch zum hinteren Pförtchen des Gottesackers, hinüber zum Armenhaus. Unterdeß stand ich allein inmitten der Gräber und über mir spannte ein vollbeladener Apfelbaum seine knorrigen Äste, Bienen summten von Blume zu Blume auf den halb eingefallenen Gräbern, die von häßlichen Denkmälern noch nicht verunziert waren. Alte geschmiedete Kreuze nur, hie und da eine Sandsteinplatte, auf der der Name schon ausgelöscht war, überwuchert von Efeu. Und wie ich dastand auf dem Gottesacker, wo meine im frommen Glauben an eine Auferstehung des Fleisches gestorbenen Vätersväter schlummerten, da war mir, als griffen Hände aus dem Boden heraus nach mir, um mich, der der Heimat in der Not untreu werden wollte, mit aller Gewalt an die Scholle zu ziehen.

Leise, aber eindringlich flüsterte es mir zu: „Du bist ein Kind dieser Erde, wie diese, die da schlafen; du gehörst da hinein, wie die knorrigen Wurzeln des Baumes, unter dem du stehst. — Deine Väter waren

treu. — Sei auch du es! — Geh' nicht — bleib!" Ja selbst meines Vaters Stimme hörte ich wieder, jene längst verstummte, rauhe und doch so liebe, zu Herzen gehende Stimme: — „Bub bleib! — Bub bleib!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als der Pfarrer mit dem Totengräber wiederkam, um mich zu holen, war der heilige Entschluß schon gefaßt. — „Ich bleib' — um's Verrecken!"

Ein uraltes Weiblein stand vor mir, das Bärbele. An ihrer Seite die Schwester Oberin des Asyls. Da hub der Totengräber an, laut, fast schreiend, denn das Bärbele hörte nicht mehr gut.

„Du Bärbele, weischt no, der Sauter, der Hannesle, der wo in d' Schweiz nei gangen — isch und Dokter worden — isch, — schau, des isch sei Büeble; der isch jetzt Professer in —" und wiederum hörte ich das schmeichelhafte: „Weischt, wo d' Preuße herkomme!"

Das Bärbele zog die Brille, durch die nichts zu sehen war, so schmutzig war sie, etwas tiefer, guckte mich dann mit seinen schwachen, wässerigen Augen an und sagte, — ja, was es sagte, das ging mir ins innerste Herz wie ein lieber Muttergruß in der wiedergefundenen Heimat: Es sagte: „Schau — schau, Hannesle, i hätt' di weiß Gott nimmer kennt!" ...

Wen wunderts, daß ich die alte gute Frau frischweg umhalste und tränenden Auges abküßte?!

Sie hatte mich für den eignen Vater gehalten!

Solche Heimkehr wünsch' ich Euch allen, die Ihr nicht mehr wißt, was „Heimat" ist und „Lieb' und Treu'" zur Muttererde!

Mein nächster Besuch galt dem Schultheißen, dem ich mich als Wiederheimgekehrter vorstellte. Am Abend lud der Gemeinderat mich zum Nachtessen ein. Doch ging es etwas steif zu, denn ich war eigentlich noch ein „Fremder". Nach einigen Gläsern Weines aber wurde die Stimmung gehobener, die Zungen gesprächiger, so daß der Gemeindepräsident plötzlich aus; Glas schlug und sich zu einem Toast auf den „heimgekehrten Mitbürger" erhob.

Ich habe in meinem Leben manch großen und gewandten Redner gehört, aber keine Rede hat mir je so gefallen, wie die des biederen Gemeindevorstehers von R.

Wie eine Taktlosigkeit käme es mir vor, wenn ich das Ganze wiedergäbe. Daß ich aber den ersten Satz seiner Ansprache wiederhole, wird er mir verzeihen er sagte nämlich, sich zum ungeübten Schriftdeutsch zwingend:

„Herr Professer, Sie sind ein Lichtstrahl in der Geschichte unserer Gemeinde!"

Worauf ich: „Jo, warum denn, Herr Vorsteher?"

Dann er, in treuherzigem Schwäbisch: „Jo wisset Ihr, Herr Professer, seit der Krieg vorbei isch, sind scho vile wieder heimkomme, aber jeder hat ebbes habe

wolle; Sie sind der erscht, wo nix will, sondern no ebbes bringt."

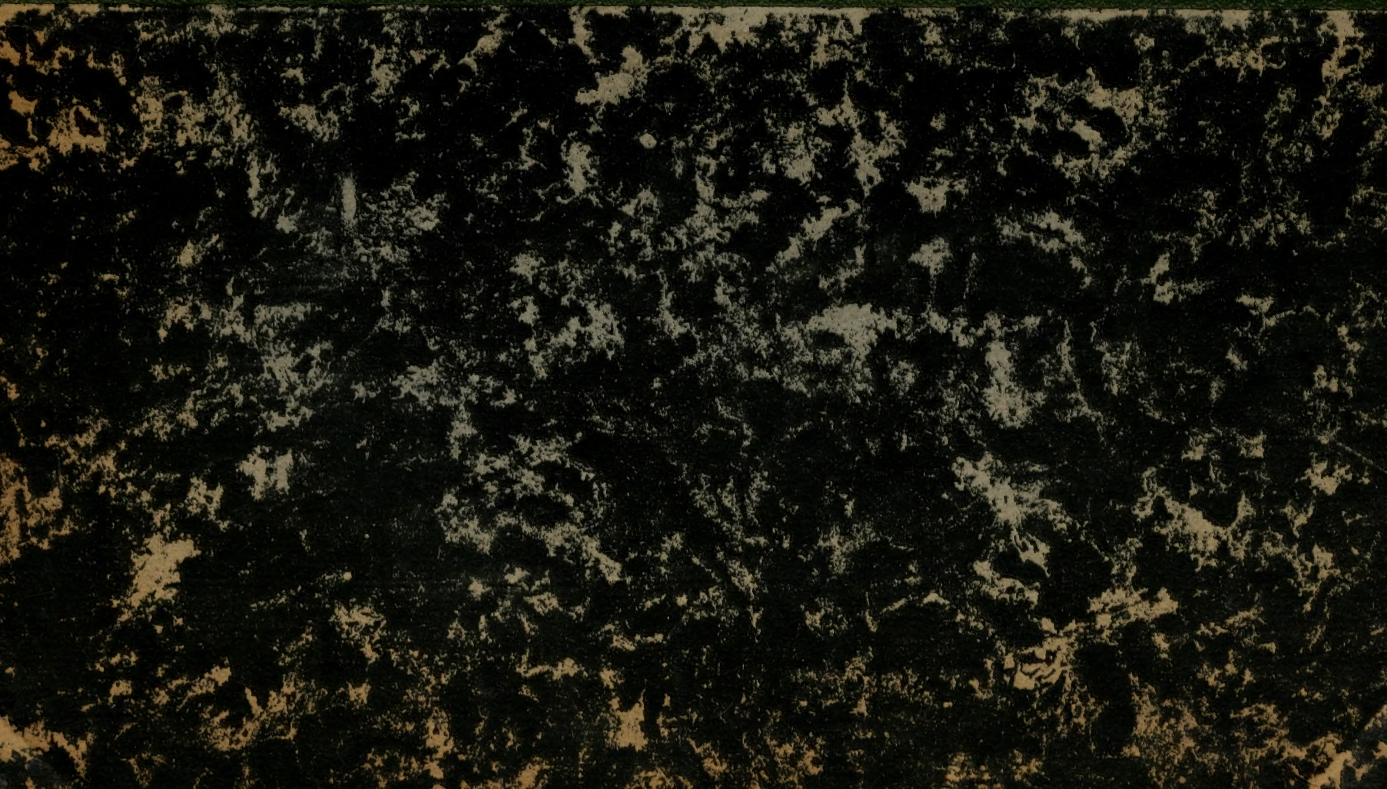
Das war die Heimkehr in das Land meines Vaters. Den Worten des alten Sadhus, sowie meiner eigenen Überzeugung und meiner Liebe zum geistigen Mutterland Indien tut es keinen Abbruch, denn wie unsere Seelen von gewissen, noch nicht ergründeten, geheimnisvollen Gesetzen geleitet werden, ebenso sind wir auch biologischen Gesetzen unterworfen. Das, was mich an die deutsche Heimat knüpft, ist ein Erbe, das ich von meinen Vätern empfangen habe. Das, was mich sagen läßt: „Ich bin Hindu", ist mein unveränderliches Ich, in diesem Dasein durch irgendeinen, mir noch nicht bekannten Karmaprozeß gezwungen, der Form nach das Leben eines Europäers zu führen.

Dieses ist keine Disharmonie — im Lichte des Hinduismus betrachtet vollständig erklärlich. Der Mensch kann eine geistige und eine physische Heimat besitzen und zu beiden kann es ihn mit gleicher Gewalt hinziehen.

Ende

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
Los Angeles
This book is DUE on the last date stamped below.

Form L9–32*m*-8,'57(C8680s4)444

DS
421
S26m
1922
Sauter -
Mein Indien

DS
421
S26m
1922